

Vorwort

Liebe Bibelinteressierte!

Die Veranstaltungsreihe „Halt(e)stellen in der Bibel“ ist in Linz inzwischen bereits zur „Institution“ geworden. Seit vielen Jahren werden hier aktuelle Themen aufgegriffen.

Bei den einzelnen Abenden gelingt es stets aufs Neue zu zeigen, dass bei genauem Hinsehen so mancher sperrige Bibeltext zur Halt(e)stelle werden kann, aber in vielen Texten auch große Herausforderungen stecken. Wer sich auf diese Herausforderungen einlässt, für den kann so mancher zunächst unverständliche Bibeltext Orientierung und Hilfe für das eigene Leben werden.

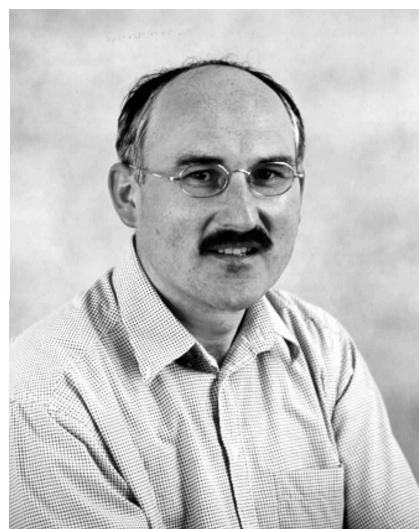
Ein herzliches Dankeschön gilt den einzelnen Referentinnen und Referenten, die nun ihre Gastartikel auch schriftlich vorlegen. Sollten für Sie als Leser/in zu den angesprochenen Themen trotz der vorliegenden Artikel noch Fragen offen sein, dann wenden Sie sich bitte an uns.

Eine bereichernde Lektüre und das Entdecken einer für Sie passenden Halt(e)stelle in der Bibel wünschen Ihnen



Ingrid Penner

Franz Kogler



Ingrid Penner

hat als Mitarbeiterin in der Abteilung Bibel und Theologie im Pastoralamt der Diözese Linz das vorliegende Heft redigiert.

Dr. Franz Kogler

ist Leiter der Abteilung Bibel und Theologie im Pastoralamt der Diözese Linz.

Kath. Bibelwerk, 4020 Linz, Kapuzinerstr. 84; Tel.: 070/7610-3231
e-mail: bibelwerk@dioezese-linz.at

Jesus, bist du der Erwartete?

Biblische Hoffnungen

Katrin Brockmüller

1. Bibeltext: Mt 11,2-15

²Johannes hörte im Gefängnis von den Taten Christi. Da schickte er seine Jünger zu ihm ³und ließ ihn fragen: Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir auf einen andern warten?

⁴Jesus antwortete ihnen: Geht und berichtet Johannes, was ihr hört und seht:

⁵Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet.

⁶Selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt.

⁷Als sie gegangen waren, begann Jesus zu der Menge über Johannes zu reden; er sagte: Was habt ihr denn sehen wollen, als ihr in die Wüste hinausgegangen seid? Ein Schilfrohr, das im Wind schwankt? ⁸Oder was habt ihr sehen wollen, als ihr hinausgegangen seid? Einen Mann in feiner Kleidung? Leute, die fein gekleidet sind, findet man in den Palästen der Könige. ⁹Oder wozu seid ihr hinausgegangen? Um einen Propheten zu sehen? Ja, ich sage euch: Ihr habt sogar mehr gesehen als einen Propheten. ¹⁰Er ist der, von dem es in der Schrift heißt: Ich sende meinen Boten vor dir her; er soll den Weg für dich bahnen. ¹¹Amen, das sage ich euch: Unter allen Menschen hat es keinen größeren gegeben als Johannes den Täufer; doch der Kleinste im Himmelreich ist größer als er. ¹²Seit den Tagen Johannes' des Täufers bis heute wird dem Himmelreich Gewalt angetan; die Gewalttätigen reißen es an sich. ¹³Denn bis hin zu Johannes haben alle Propheten und das Gesetz (über diese Dinge) geweissagt. ¹⁴Und wenn ihr es gelten lassen wollt: Ja, er ist Elija, der wiederkommen soll. ¹⁵Wer Ohren hat, der höre!

2. Eine Frage – und eine Antwort ...

„Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir auf einen anderen warten?“

Mit dieser Frage schickt Johannes seine Jünger zu Jesus, als er selbst von Herodes im Gefängnis festgehalten wird (vgl. Mt 11,2-6 par Lk 7,18-23). Johannes hörte – so heißt es bei Mt und Lk – von den Taten Jesu. Das veranlasst ihn, die Frage zu stellen: *„Bist du der, der kommen soll?“*

Jesus antwortet den Johannesjüngern:

„Geht und berichtet Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet.“ (Mt 11,4-5)

Die Antwort Jesu ist nur auf den ersten Blick eindeutig. Jesus sagt nicht: „Ich bin der ...“ Nein, er fordert Johannes auf zu sehen, wahrzunehmen, was um ihn herum geschieht und dann das Gesehene selbst zu deuten. Die Frage „Ist Jesus der Erwartete?“ muss Johannes aus seiner eigenen Beobachtung beantworten. Jesus gibt ihm lediglich einen Hinweis: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf.

Diese Liste von Heilstaten muss Johannes an die prophetischen Bilder der zukünftigen Heilszeit erinnern, wie sie vor allem bei Jesaja zu finden sind:

„Deine Toten werden leben, die Leichen stehen wieder auf; wer in der Erde liegt wird erwachen und jubeln. Denn der Tau, den du sendest, ist ein Tau des Lichts; die Erde gibt die Toten heraus.“ (Jes 26,19)

„An jenem Tag hören alle, die taub sind, sogar Worte, die nur geschrieben sind, und die Augen der Blinden sehen selbst im Dunkeln und Finstern.“ (Jes 29,18)

„Dann werden die Augen der Blinden geöffnet, auch die Ohren der Tauben sind wieder offen. Dann springt der Lahme wie ein Hirsch, die Zunge des Stummen jauchzt auf!“ (Jes 35,5-6)

Was Johannes mit dem Verweis auf diese Prophetenworte aus der Antwort Jesu erfährt, ist, dass die erwartete, künftige, heilsame Zeit angebrochen ist. Und dass diese neue Zeit mit der Person Jesu eng verbunden ist.

Am Ende der Antwort Jesu heißt es:

„Den Armen wird die frohe Botschaft verkündet.“

Dies ist eine Anspielung auf ein Jesajazitat:

„Der Geist Gottes, des Herrn, ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe und alle heile, deren Herz zerbrochen ist, damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Gefesselten die Befreiung, damit ich ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe, einen Tag der Vergeltung unseres Gottes, damit ich alle Trauernden tröste, ...“ (Jes 61,1)

Dieser Jesajavers wird im Neuen Testament ausdrücklich aufgegriffen (vgl. Lk 4,16-21). Nach der Taufe am Jordan und der Versuchung in der Wüste beginnt Jesus sein öffentliches Wirken. Er liest in der Synagoge seiner Heimat Nazaret aus der Heiligen Schrift eben jenes Jesaja-Zitat vor:

„Der Geist des Herrn ruht auf mir, ...“ Und er ergänzt: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.“ (Lk 4,21)

Lukas bezieht also in seiner Darstellung die Verheißungen einer messianischen Heilszeit auf Jesus und Jesus sieht sich in der Darstellung der Evangelien als derjenige, der die biblischen (prophetischen) Hoffnungen auf eine neue Zeit, einen Messias, einen endzeitlichen Retter, erfüllt.

Damit könnte man enden: Jesus **ist** der Erwartete! Aber es ist nicht ganz so einfach, wie es erscheint.

3. Welche Erwartungen liegen zur Zeit Jesu in der Luft?

Die Jahrzehnte vor und nach der Geburt Jesu sind im heutigen Gebiet Israel/Palästina vor allem geprägt durch den wachsenden Konflikt mit der römischen Besatzungsmacht. Bis 70 n. Chr. regiert das Klientelfürstentum der Herodianer, die mehr auf ihre Gunst in Rom als auf ein gutes Leben ihres Volkes achteten. Nach Aufständen fallen Judäa und Samaria im Jahr 6 n. Chr. und Galiläa 44 n. Chr. unter direkte römische Herrschaft – d.h. die massiv eingeforderten Steuerabgaben gehen jetzt direkt nach Rom. In der Bevölkerung regen sich zahlreiche Widerstandsbewegungen. Als zudem das Tempelopfer für den Kaiser eingeführt werden soll, bricht der große Aufstand aus, der brutal niedergeschlagen wird und in der Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. gipfelt. Damit ist der endgültige Verlust der staatlichen Mitbestimmung und vor allem der religiösen Selbstverwaltung, die am Tempel organisiert war, besiegelt.

a) Erwartung eines davidischen Königs

Während der Lebenszeit Jesu agieren verschiedene aufständische Gruppen, die von messianischen Sehnsüchten motiviert sind. Sie erwarten einen einheimischen, politischen Befreier, der als guter König über Israel wie ein neuer König, wie ein neuer David regieren wird. Getragen werden diese Erwartungen von biblischen, prophetischen Texten, die einen Herrscher aus dem Geschlecht Davids verheißten, der ein neues Israel voll Recht und Gerechtigkeit errichten wird.

Josephus (Ant 17,273f; 17,278.280) kennt einige dieser Gestalten mit „messianischer Aura“ mit Namen: z. B. *Simon*, einen ehemaligen Sklaven des Herodes und *Athronges*, einen Hirten. Auch während des jüdischen Krieges traten Königsprätendenten auf – Menschen, die sich als neue Könige in der Nachfolge Davids sahen. Als solche werden sie von den Rö-

mern natürlich bekämpft und meist hingerichtet (vgl. z. B. Bell 2,433f; 4,510.575; 7,26-31.118.154f). Beim Einzug Jesu in Jerusalem rufen die Menschen: „*Gesegnet sei der König ...*“ (Lk 19,38) und auch die Kreuzinschrift lautet „*König der Juden*“ (Joh 19,19). Offensichtlich nehmen die Römer an diesem politischen Anspruch, der an Jesus herangetragen wird, Anstoß.

In Opposition zu diesen königlich-messianischen Hoffnungen steht die Lehre des Judas Galilaios (6 n. Chr.), der konsequent theokratisch fordert, dass es neben Gott keinen anderen Herrscher geben darf, auch keinen davidischen König! Allerdings sei der Mensch verpflichtet, an der Durchsetzung der Herrschaft Gottes mitzuwirken, z. B. indem er keine Steuern an den Kaiser bezahlt. Die politische Sprengkraft dieser Forderung ist deutlich und auch Jesus sieht sich wohl mit ihr konfrontiert. Als er gefragt wird, ob es Recht sei, dem Kaiser Abgaben zu bezahlen (Mk 12,13-17), distanziert sich Jesus aber von dieser politischen Steuerverweigerung.

b) Prophetische Erwartungen

Neben diesen Hoffnungen auf eine Herrschaft Gottes (sei es durch einen Messias oder als Alleinherrschaft Gottes) erscheint auch eine prophetische Bewegung. Propheten, die - wie Johannes der Täufer - das herodianische Königshaus scharf kritisieren und auf jüdische Normen und Werte verweisen. Alle diese Propheten hoffen auf eine neue Zeit, die sie zum Teil mit der Ankündigung großer Zeichen und Wunder verbinden (z. B. verkünden sie den Einsturz der Mauern Jerusalems wie einst Jerichos oder ein Überschreiten des Jordans auf trockenem Boden wie zur Zeit der Landnahme als Zeichen eines Neubeginns). Die römische Besatzung geht ebenfalls scharf gegen diese „Aufrührer“ vor (vgl. Bell 2,117f; Ant 18,4ff.23-25; Apg 5,27).

Auch Jesus zeigt solch prophetische Züge, wenn er den Einsturz und Wiederaufbau des Tempels in drei Tagen verkündet.

Insgesamt wäre es sehr unwahrscheinlich zu denken, dass Jesus nicht mit diesen verschiedenen Erwartungen konfrontiert wurde. Selbst Herodes stellt angesichts Jesu die Frage, wer dieser Mann sei (vgl. Lk 9,7-9). Wie hat Jesus selbst sich dazu verhalten?

4. Wie versteht der historische Jesus sich selbst?

Sieht Jesus sich selbst als Erfüller der Erwartung einer messianischen Zeit, als neuer König Israels, als Messias? Vertrauen wir nur auf den Wortlaut der

Evangelien, so erhalten wir ein zwiespältiges Ergebnis. Einerseits nimmt Jesus in Anspruch, dass mit ihm eine neue Zeit anbricht, wenn er Johannes antwortet wie eingangs zitiert. Andererseits wehrt er sich dagegen, Titel wie „Messias“ und „Sohn Gottes“ öffentlich für sich in Anspruch zu nehmen (vgl. dazu z. B. Mk 8,27-30 oder Joh 6,1-15).

Die exegetische Forschung hat diese Frage vor allem anhand der sogenannten christologischen Hoheitstitel: „Messias“ und „Menschensohn“ diskutiert. Allgemein wird heute angenommen, dass der Titel „Sohn Gottes“ wohl erst eine nachösterliche Prägung ist und sich Jesus nicht selbst als dieser sah, daher spielt dieser Titel hier keine Rolle.

Mit jedem dieser Titel verbinden sich auch ganz spezifische Erwartungen. Was die einzelnen Titel meinen und in welcher Weise der historische Jesus sie für sich akzeptiert oder umgedeutet hat, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

a) Messias

Im Blick auf den Titel Messias überrascht der alttestamentliche Befund. Das AT kennt zwar die Salbung (maschiach = Gesalbter) für Könige, Propheten und Priester, die erwarteten endzeitlichen Gestalten werden aber nirgends als Messias bezeichnet.

In keinem der klassischen messianischen Texte des AT (Jes 8,23-9,6; 11,1ff; Mich 5,1ff; Sach 9,9-10) kommt der Titel Messias vor (Später messianisch gedeutet wurden auch: Gen 49,10; Num 24,17; 2 Sam 7,12ff; Ps 2,1ff; Am 9,11ff). In ihnen wird ein König erwartet, der Heil und Frieden bringt und Israel von seinen Feinden erlöst.

Erst um die Zeitenwende findet sich der absolut gebrauchte Begriff „Messias“. In Absetzung von den römischen Machthabern wird ein von Gott gesalbter König (ein Messias) erwartet, der Israel befreit. In Qumran wird zusätzlich auch ein priesterlicher Messias erwartet, der zusammen mit dem königlichen Messias die Herrschaft übernimmt. Wie sich der Messias verhalten wird und was er genau tun wird - abgesehen davon, dass eine neue, bessere Zeit, eine messianische Zeit voll Friede und Gerechtigkeit anbricht -, bleibt in den verschiedenen Messiaserwartungen relativ vage und offen.

Sicherlich wurde Jesus mit der Messiaserwartung konfrontiert. Historisch hat er wohl zu dieser Anfrage geschwiegen. Dies zeigt eventuell in verdichteter Form sein Schweigen auf die Pilatusanfrage in Mk 15,2-5 und das Verbot, in der Öffentlichkeit davon zu reden (vgl. z. B. Mk 8,27-30) – vielleicht, um keine falschen Hoffnungen auf eine politische Aktion zu

wecken? Nach dem Theologen *Gerd Theißen* verhielt sich Jesus gegenüber dem Messiasitel so „spröde“, weil er „die auf eine Einzelperson gerichtete Messiaserwartung im Sinne eines ‚Gruppenmessianismus‘ umdeutete. Einfache Menschen aus dem Volk, Fischer und Bauern, sollten als Repräsentanten der zwölf Stämme herrschen – im Sinne einer repräsentativen Volksherrschaft.“ (*Gerd Theißen – Annette März, Der historische Jesus. Ein Lehrbuch*, ³2001, 269)

Erst nach Ostern wird der Messiasitel mit der Leidensaussage verbunden. Der leidende Messias bewirkt die Rettung, nicht ein politischer neuer König.

b) Menschensohn

Der Ausdruck „Menschensohn“ kann zweierlei bedeuten:

- einfach einen Menschen, Sohn eines Menschen
- eine apokalyptische zukünftige Gestalt:

„Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn. Er gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn geführt. Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen müssen ihm dienen. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter.“ (Dan 7,13-14)

Wie hat sich nun Jesus zu diesem Titel verhalten? Der Titel begegnet nur in den Evangelien und wird weder erläutert, noch ruft er Streit hervor. Manchmal verwendet Jesus den Titel so, als sagte er „ich“. An anderen Stellen hat man den Eindruck, der Menschensohn ist eine andere Person. Insgesamt lassen sich drei Gruppen von Menschensohnworten unterscheiden: der gegenwärtige, der zukünftige und der leidende Menschensohn. Wahrscheinlich dachte Jesus sich selbst als den gegenwärtigen Menschensohn, der in der kommenden Wende wie die gesamte Welt verwandelt werde und dann zum zukünftigen Menschensohn wird.

Zwei Beispiele seien angeführt: Als der gegenwärtige Menschensohn erscheint Jesus in der Aussage *„Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“* (Lk 9,58).

Als zukünftig kommender Menschensohn wird er in folgendem Text dargestellt: *„Denn wer sich vor dieser treulosen und sündigen Generation meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er mit den heiligen Engeln in der Hoheit seines Vaters kommt.“* (Mk 8,38)

Die Worte vom leidenden Menschensohn sind wohl - wie die des leidenden Messias - Bildung der nachösterlichen Gemeinde, die Kreuz und Auferstehung deuten muss.

5. Die biblischen Erwartungen und die Jesuserfahrungen der Jünger

Erfüllte nun Jesus in den Augen seiner Jünger die Erwartungen seiner Zeit? Erfüllte er das, was auch sie aufgrund ihrer Sozialisation und Tradition erwarteten? Sahen sie in ihm einen Messias? War er für sie der, mit dem die messianische, die neue Zeit anbrach?

Auch wenn sich Jesus weigerte, die politische Seite der Messias Hoffnung zu erfüllen, so waren doch seine Jünger bis zur Verhaftung sicherlich davon überzeugt, dass hier Messianisches geschieht, dass mit diesem Menschen Gottes Herrschaft neu aktualisiert und erfahrbar wird. Doch sind all diese Hoffnungen mit der Verhaftung und dem Tod Jesu zunächst zerbrochen. Kreuz und Leid (und dann am Ostermorgen die Bestätigung durch Gott) – das waren keine Themen der Messiaserwartung oder der Menschensohnavorstellung. Was also tun?

Die Jünger und Jüngerinnen, sowie die ersten Gemeinden griffen - um dieses Ereignis zu deuten - zurück auf ihre Tradition: zu den Schriften, dem Gesetz und den Propheten.

Eine erste Erzählung davon finden wir im Bericht über die Emmausjünger. Voller Verzweiflung und Enttäuschung verlassen sie Jerusalem, erst ein Fremder erschließt ihnen anhand der Schrift, dass alles das geschehen musste.

Das, was hier geschieht, ist so etwas wie ein Erkenntnisprozess. Ihre messianischen Erwartungen an Jesus waren zerbrochen. Jesus war gestorben, er hatte gelitten, war gedemütigt worden. Das passte nicht zu einem Messias. Und es war nichts geschehen. Gott hatte nicht eingegriffen. Die neue Zeit war nicht gekommen. Doch dann lesen sie in ihrer Heiligen Schrift plötzlich ganz neu, z. B. die Texte vom leidenden Gottesknecht beim Propheten Jesaja. Diese Worte werden jetzt mit den Aussagen vom Messias und vom Menschensohn verknüpft. Sie machen das, was geschehen ist, verständlich. Das Leiden Jesu bekommt eine Deutung, eine Funktion: Es dient als stellvertretendes Leiden, es erlöst:

„Er wurde misshandelt und niedergedrückt, aber er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf ange-

sichts seiner Scherer, so tat auch er seinen Mund nicht auf. Durch Haft und Gericht wurde er dahingerafft, doch wen kümmerte sein Geschick? Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten und wegen der Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen. Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab, bei den Verbrechern seine Ruhestätte, obwohl er kein Unrecht getan hat und kein trügerisches Wort in seinem Mund war. Doch der Herr fand Gefallen an seinem zerschlagenen Knecht, er rettete den, der sein Leben als Sühnopfer hingab. ... Nachdem er so vieles ertrug, erblickt er das Licht. Er sättigt sich an Erkenntnis. Mein Knecht, der gerechte, macht die Vielen gerecht; er lädt ihre Schuld auf sich. Deshalb gebe ich ihm seinen Anteil unter den Großen, und mit den Mächtigen teilt er die Beute, weil er sein Leben dem Tod preisgab und sich unter die Verbrecher rechnen ließ. Denn er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein.“ (Jes 53,7-12)

Auf zwei unterschiedliche Weisen bedienen sich die ersten Christen ihrer Heiligen Schriften, um das Geschehene zu deuten:

- a) Einerseits aktivieren sie deren **deutende Kraft**. So können damit unverständliche Situationen und Ereignisse aus dem Leben Jesu – wie die Passion – mit Sinn füllen.

Auch so anstößige und letztlich für die Jünger beschämende Ereignisse wie ihre Flucht, ihr Verlassen Jesu während des Prozesses, können mit Hilfe der Schrift interpretiert werden, z. B.:

„Schlag den Hirten, dann werden sich die Schafe zerstreuen.“ (Sach 13,7)

Mit diesem Zitat kommentiert und entschuldigt der Evangelist Matthäus die Angst und die Flucht der Jünger (vgl. Mt 26,31). Ja, er legt das Zitat auch noch Jesus selbst in den Mund; die Jünger haben sich also in der Darstellung des Evangelisten Matthäus so verhalten, wie es „vorherbestimmt“ war.

- b) Zusätzlich besitzt die Schrift für die weitere Jesusüberlieferung auch **produktive Kraft**. Wo sich Leerstellen und Lücken auftun (wie z. B. in der Kindheitsgeschichte), können diese mit Hilfe der biblischen Texte gefüllt werden.

Der erste der Evangelisten, Markus, erzählt noch nichts von der Kindheit Jesu. Er beginnt sein Evangelium mit dem Auftreten des erwachsenen Jesus bei seiner Taufe am Jordan. Auch das Johannesevangelium setzt nach dem Prolog mit Johannes dem Täufer ein. Bei Mt und Lk hingegen finden wir Erzählungen (oder besser Deutungen) zu Geburt und Kindheit Jesu. Vor allem in der Kindheitsgeschichte bei Mt finden sich viele alttesta-

mentliche Bezüge. So wird in Mt 2,6 auf den Propheten Micha zurückgegriffen:

„Aber du, Betlehem-Efrata, so klein unter den Gauen Judas, aus dir wird mir einer hervorgehen, der über Israel herrschen soll.“ (Mi 5,1)

Der Messias wird aus dem kleinen Nest Betlehem stammen - so die Prophezeiung Michas. Nach Mt leben die Eltern Jesu bereits in Betlehem, bei Lk werden sie erst durch die Volkszählung dorthin geschickt. Warum aber kommt der Messias aus Betlehem? Betlehem ist eng mit der davidischen Dynastie verknüpft, David selbst und sein Vater Isai stammen von dort (vgl. 1 Sam 16). Der Prophet erwartet einen neuen König, einen Messias – dieser wird aus dem idealen Königshaus kommen und aus dessen Heimat, eben aus Betlehem. Wenn Jesus nun aus Betlehem stammt, ist das ein Stückchen im „Beweismosaik“ der ersten ChristInnen, dass es sich bei ihm tatsächlich um den erwarteten Messias handelt.

Auch die von Matthäus erzählte Flucht der Familie nach Ägypten (vgl. Mt 2,13-23) ist wohl eine Erzählung, gebildet nach dem Prophetenwort bei Hosea:

„Ich rief meinen Sohn aus Ägypten.“ (Hos 11,1)

- c) Unklar ist, ob es auch so etwas wie eine bewusste Erfüllung der Schrift durch Jesus selbst gibt. Diskutiert wird das unter anderem für den Einzug in Jerusalem (vgl. dazu Sach 9,9) und den Wüstenaufenthalt des Täufers (vgl. dazu Jes 40,3).

6. Jesus – im Alten Testament?

Spricht also das Alte Testament bereits von Jesus? Spricht Jesaja von Jesus? Hat er sozusagen die Zukunft vorhergesagt? Hat Jesaja verheißen, was sich in Jesus erfüllt hat?

Diese Fragen sind nicht so einfach zu beantworten, daran hängen einige theologische Probleme.

Schauen wir als Beispiel noch einmal zum Propheten Jesaja: Da wird die Geburt eines Kindes verheißen:

„Darum wird euch der Herr von sich aus ein Zeichen geben: Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, sie wird einen Sohn gebären, und sie wird ihm den Namen Immanuel (Gott mit uns) geben.“ (Jes 7,14)

Der Gedanke des neugeborenen Kindes, mit dem die Rettung kommt, wird dann weitergeführt:

„Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. Seine Herrschaft ist groß, und der Friede hat kein Ende. Auf dem Thron Davids herrscht er über sein Reich; er festigt und stützt es durch Recht und Gerechtigkeit, jetzt und für alle Zeiten.“ (Jes 9,5-6)

Für uns als ChristenInnen klingen diese Texte eindeutig. Wir kennen sie aus den Lesungen in der Advents- und Weihnachtszeit, wir hören in diesen Texten über Jesus sprechen. Wir können kaum anders. Für uns hat sich das, was der Prophet hier als Verheißung, als Hoffnung für die Zukunft ausgesprochen hat, in Jesus Christus erfüllt.

Haben Jesaja bzw. jene Kreise, die diese Texte sammelten und aufschrieben, von Jesus gesprochen?

Im wörtlichen Sinne sicher nicht. Lesen wir ein bisschen über die zitierten Verse hinaus, so wird deutlich: Jesaja spricht hier zum König Ahas von Juda in einer politisch äußerst schwierigen Situation:

„In der Zeit, als Ahas, der Sohn Jotams, des Sohnes Usijas, König von Juda war, zogen Rezin, der König von Aram, und Pekach, der Sohn Remaljas, der König von Israel, gegen Jerusalem in den Krieg; aber sie konnten die Stadt nicht einnehmen.“ (Jes 7,1)

Der König des Nordreiches Israel hat sich mit Aram, dem syrischen Großreich, verbündet. Gemeinsam wollen sie das kleine Südreich Juda mit Jerusalem erobern, sie lagern vor der Stadt. Der König inspiziert die - während einer Belagerung überlebensnotwendige - Wasserleitung in die Stadt. Alle haben Angst. Da tritt der Prophet auf und spricht zu ihm:

„Bewahre die Ruhe, fürchte dich nicht! Darum wird euch der Herr von sich aus ein Zeichen geben, ...“ (Jes 7,4.14)

„Denn noch bevor das Kind versteht, das Böse zu verwerfen und das Gute zu wählen, wird das Land verödet sein, vor dessen beiden Königen dich das Grauen packt.“ (Jes 7,16)

Gott verspricht also Ahas: Schon bald werden diejenigen, die euch heute bedrängen, selbst bedrängt werden und ihr Land wird verödet sein. Und diese Wende im Schicksal wird zwar nicht sofort eintreten, aber in den nächsten Jahren.

Einige Zeit später (in der erzählten Zeit) ist das Nordreich untergegangen. Das Südreich hat die assyrische Bedrohung zunächst überstanden. In diese Zeit hinein, spricht der Prophet:

„Das Volk, das im Dunkeln lebt, sieht ein helles Licht ...“ (Jes 9,1)

„Denn uns ist ein Kind geboren ...“ (Jes 9,5)

Ein Königssohn wird vorgestellt, der mit sprechenden Titeln inthronisiert wird. Diese stehen für das, was der König für das Volk darstellt. Er ist der Herrscher aus der davidischen Dynastie, er regiert mit Recht und Gerechtigkeit (vgl. Jes 9,6).

Die Worte des Propheten blicken in die unmittelbare Zukunft. Die Bedrohung ist zu Ende. Jetzt wird Friede einkehren. Die alttestamentlichen Prophetentexte haben also zuallererst eine Bedeutung für die Zeit, in die hinein sie gesprochen sind, für den Kontext, aus dem sie stammen.

Doch sie wurden gesammelt und bewahrt, weil sie sowohl für das Judentum als auch für das Christentum mehr sind als Zeugnisse aus vergangenen Tagen. Wie Gott damals das Volk tröstete und ihm Rettung zusprach - so der feste Glaube -, so wird er uns auch heute retten. Und heute, das kann immer sein. Das Heute war für die JüngerInnen Jesu ihre Zeit und kann für uns jeder Tag sein.

Lange Zeit in der Kirchengeschichte hat man die ursprünglichen Kontexte der Texte ausgeblendet. Für die Kirchenväter und bis in die Neuzeit sprachen diese Texte im geistlichen Sinn der Schrift von Jesus Christus. Der wörtliche Sinn war zu vernachlässigen.

Erst mit der theologischen Aufarbeitung der schrecklichen Geschichte des christlichen Antisemitismus und des Nationalsozialismus begann die Theologie hellhörig zu werden und zu erkennen:

- Wenn uns die historischen Kontexte nicht interessieren, vernachlässigen wir eine wichtige Dimension der Heiligen Schrift. Wir negieren ihre Verortung in der Geschichte. Wir vergessen Gottes Handeln in der Geschichte. Wir erkennen die Hoffnung nicht mehr, die eben darin begründet ist.
- Wenn wir alttestamentliche Texte nur auf Christus hin interpretieren, berauben wir die jüdische Gemeinschaft ihrer Hoffnung. Wir enteignen das Judentum seiner Tradition und nehmen alles allein für uns in Anspruch.

7. Folgerungen: Alttestamentliche Lektüre im Christentum

Ist nun eine christliche Lektüre der Prophetentexte abzulehnen? Nein, sicher nicht, aber wir sollten uns bewusst sein, in welchen Kontexten wir lesen und dass das Alte Testament nicht nur unser Erbe ist. Wenn Paulus sagt, die Juden lesen „wie mit einer Decke“ (so wörtlich in 2 Kor 3,14), so meint er nicht, dass sie gar nichts verstehen, sondern dass noch andere Dimensionen

angelegt sind, dass es so etwas wie einen „Sinnüberschuss“ in diesen alttestamentlichen Texten gibt.

Das mag vielleicht zunächst seltsam anmuten, aber aus unserem täglichen Leben wissen wir, dass Texte mehrdeutig sind und in je unterschiedlichen Zusammenhängen Unterschiedliches bedeuten können. Ein Beispiel: Wenn ein Komponist ein Liebeslied schreibt, so hat er eine bestimmte Frau vor Augen. Schenkt ein anderer Mann einer Frau dieses Lied, so meint er damit nicht jene Frau, für die es ursprünglich geschrieben wurde, sondern jene, der er dieses Lied schenkt.

Vor einigen Jahren hat sich die Päpstliche Bibelkommission in dem Dokument „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ ausführlich zu diesem Thema geäußert. Als Abschluss ein Zitat daraus:

„Der christliche Glaube sieht in Christus die Erfüllung der Schrift und der Erwartungen Israels, doch betrachtet er die Erfüllung nicht einfach als das Eintreffen dessen, was geschrieben steht. Eine solche Vorstellung würde den Sachverhalt verkürzen. Vielmehr verwirklicht sich im Geheimnis des gekreuzigten und auferstandenen Christus die Erfüllung in unvorhersehbarer Weise. Jesus spielt nicht einfach eine vorgegebene Rolle – die Rolle des Messias –, sondern er verleiht den Begriffen des Messias wie des Heils eine Fülle, die sich zuvor nicht erahnen ließ; er erfüllt sie mit neuer Realität; man kann bei ihm sogar von einer „neuen Schöpfung“ sprechen. Es wäre abwegig, die Prophetien des Alten Testaments als eine Art vorausblickender Fotografien anzusehen, die zukünftige Ereignisse abbildeten. Alle Texte, auch diejenigen, die man in der Zukunft als messianische Prophetien lesen sollte, besaßen einen unmittelbaren Wert und Sinn für die Zeitgenossen vor der volleren Bedeutung für künftige Hörer. Die Messianität Jesu hat einen neuen und unerhörten Sinn.“ (Päpstliche Bibelkommission, Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel [Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 152], Bonn 2001, aus Art. 21)



Dr. Katrin Brockmöller

ist Bildungsreferentin an der Landvolkshochschule
St. Gunther in Niederalteich, Deutschland.

e-mail: lvhs.brockmoeller@degnet.de

Faszination der Person Jesu

Jesus Christus im Spiegel der Evangelien

Konrad Huber

Die Person Jesus hat an ihrer Wirkkraft und ursprünglichen Ausstrahlung im Laufe der Jahrhunderte bis herauf in unsere Zeit nichts eingebüßt. Jede Beschäftigung mit ihr bleibt aber Fragment – eine Unausschöpfbarkeit, die letztlich in der „Sache“ selbst angelegt ist. Schon der Verfasser des Johannes-evangeliums scheint das empfunden zu haben, wenn er als Abschluss seines Werkes festhält:

„Es gibt aber auch vieles anderes, was Jesus getan hat. Wenn man es aufschreiben würde eins nach dem anderen, dann würde, meine ich, selbst die Welt die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären.“ (Joh 21,25)

Auch der folgende Beitrag kann und will nur einige wenige Aspekte ansprechen, die für ein Verständnis Jesu Christi und die Darstellung in den Evangelien charakteristisch sind.

1. Jesusliteratur – Ausdruck der bleibenden Faszination Jesu

Die vielfältigen und unterschiedlichen Versuche einer Annäherung an die Person Jesu – sei es in der Kunst, in der Musik, im Film oder in der Literatur – dokumentieren nicht nur das große Interesse an der historischen Gestalt der Vergangenheit, sondern zumeist auch die bleibende Relevanz und Faszination, die dieser Jesus auf die Menschen auszuüben vermag, tatsächlich ausgeübt hat und auch heute noch ausübt. Die ungebrochene Flut moderner Jesusliteratur allein im Bereich der wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Darstellungen bis hin zur Form „sensationsgieriger Jesusschreiberei“ (*J. Dirnbeck*) ist dafür beredtes Beispiel. Die gewählten Zugangsweisen sind dabei durchaus verschieden, der Anspruch aber weitgehend gemeinsam, Jesus so beschreiben zu wollen, wie er wirklich war.

Entsprechend vielfältig erweisen sich die entworfenen Jesusbilder: vom bäuerlich-ländlichen Sozialreformer und Anwalt der Unterprivilegierten, vom galiläischen Charismatiker oder politischen Rebell über den exemplarischen Mann, den integrierten, weil mit der weiblichen Seite seines Selbst versöhn-

ten Menschen, bis hin zu weit spekulativeren und phantasievolleren Darstellungen, für die gerade die „Lücken“ im Leben Jesu (was in den Evangelien nicht erzählt wird) interessant sind und zu Behauptungen etwa eines Aufenthalts Jesu in Qumran, in Ägypten oder gar in Indien anregen.

Besondere Betonung erfährt gegenwärtig in der Jesusliteratur die jüdische Seite Jesu, sein genuines Jude-Sein. Mit dem Versuch, Jesus von Nazaret und seine Lehre ganz aus dem frühjüdischen Milieu heraus plausibel zu machen, ist zu Recht etwas angesprochen, was lange Zeit unterbelichtet war, und es ist Autoren, wie *Pinchas Lapide*, *Schalom ben Chorin* oder *Geza Vermes* zu verdanken, diesen wichtigen Aspekt wieder entsprechend ins Bewusstsein gerückt zu haben. Nicht selten zeigt sich mit dem berechtigten Anliegen einer so genannten „Heimholung“ Jesu ins Judentum aber auch eine starke Entgegensetzung zur Darstellung Jesu in den Evangelien, die dann bestenfalls noch als Überzeichnung, wenn nicht eigentlich als Erfindung der urchristlichen Gemeinden zu verstehen seien und mit dem wahren Juden Jesus nicht mehr viel zu tun haben.

Grundsätzlich lässt sich für all diese Versuche feststellen, dass selbst bei besonders sorgfältigem Vorgehen das jeweils gezeichnete Jesusbild nicht vollkommen frei ist von äußeren Einflüssen. Der persönliche Standpunkt des Autors, die religiöse bzw. weltanschauliche Einstellung, der Verstehens- und Erfahrungshintergrund und nicht selten auch Wunschdenken und Projektion spiegeln sich mehr oder weniger deutlich in der jeweiligen Darstellung der Person Jesu wider. Diese Beobachtung hat schon 1906 der berühmte Arzt und Theologe *Albert Schweitzer* festgehalten, wenn er in seiner großen Studie zur Geschichte der Leben-Jesu-Forschung als Ergebnis aus zwei Jahrhunderten Jesusforschung schreibt: „Es gibt kein persönlicheres historisches Unternehmen, als ein Leben Jesu zu schreiben.“

2. Jesus Christus begegnet im Glaubenszeugnis des Evangeliums

Jede Zeit hat ihre Jesusbilder. In gewisser Weise kann auch schon die Jesusliteratur des ausgehenden 1. Jahrhunderts n. Chr. – speziell die kanonischen Evangelien – in diesem Sinn verstanden werden. Diese Texte sind ja nicht nur Bezugspunkt und Quelle für die anschließende breite Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, sie sind vielmehr selbst Reflex auf und literarisches Zeugnis für die besondere Wirkung Jesu. Und will man etwas über den irdischen Jesus, von seinem Leben, seiner Botschaft und seinem Handeln und

schließlich von seinem Sterben erfahren, dann ist man fast ausschließlich auf die Überlieferung in den Evangelien des Neuen Testaments angewiesen.

2.1 Evangelien als theologisch reflektierte „Porträts“ von Jesus Christus

Nun steht aber auch in den Evangelien von Anfang an nicht allein der Blick auf eine historische Gestalt der Vergangenheit im Vordergrund, sondern es geht immer schon um die Absicht, Jesu bleibende Bedeutung in der Gegenwart und für die je konkrete Gegebenheit von Autor und Adressaten aufzuweisen und zu bezeugen. Es findet sich zwar eine Fülle von Erzählungen über den irdischen Jesus, die Evangelien sind aber nicht als Biographie oder gar als Geschichtsbericht zu verstehen – weder im damaligen Sinn und erst recht nicht in einem modernen Verständnis. In erster Linie sind die Evangelien Verkündigungsliteratur, geschrieben aus dem Glauben an den auferstandenen und erhöhten Herrn und mit der Absicht, die Christen in ihrem Glauben zu unterweisen und zu stärken und auch andere Menschen zu diesem Glauben zu führen. Aus der Perspektive der Erfahrung des Auferstandenen bedenken die Evangelisten das irdische Jesusgeschehen neu und formulieren ihre Jesuserzählung im Licht des Ostergeschehens und gleichzeitig im Blick auf die jeweilige Situation und die konkreten Anforderungen in den Gemeinden, für die sie schreiben. Die Evangelisten sprechen also nicht einfach von historischen Fakten, sondern entwerfen von vorne herein theologisch reflektierte Porträts. Der spätestens seit *Gotthold Ephraim Lessing* viel beklagte „garstige Graben“ zwischen dem verkündigenden Jesus einerseits und dem verkündigten Christus andererseits lässt sich von daher auch nicht so ohne weiteres überspringen.

Das Leben und die Persönlichkeit des historischen Jesus begegnen in den Evangelien immer schon eingebunden in das Bekenntnis zum Christus des Glaubens. Gleichzeitig ist dieses Bekenntnis aber rückgebunden und hat seinen Anhalt im irdischen Jesusgeschehen, im vollmächtigen Auftreten Jesu und in seinem ureigenen Selbstverständnis (siehe Punkt 3), so dass sich die Grenze zwischen dem vorösterlichen Jesus und dem – wenn man so will – nachösterlichen Christus von vornherein nicht scharf ziehen lässt.

2.2 Beziehungsgemeinschaft mit Jesus als Ursprung der Überlieferung

Ebenso wenig lässt sich bereits für das irdische Jesusgeschehen eine scharfe Grenze ziehen zwischen dem, was seine Person ausmacht, und der Wirkung,

dem Eindruck, den er bei den Menschen hinterlassen hat. Im Grunde begegnet uns das, was wir von Jesus erfahren können, immer schon durch die Erfahrung und durch das Zeugnis von anderen hindurch. Jesus selbst hat keine autobiographischen Zeugnisse hinterlassen. Er hat keine Schriften verfasst und er hat auch niemanden beauftragt, seine Verkündigung oder sein Wirken schriftlich aufzuzeichnen. Jesus ist es zuallererst und ganz wesentlich um eine personale Beziehung zu den Menschen gegangen. Er hat Menschen um sich versammelt – allen voran die Gruppe der Jüngerinnen und Jünger – und er hat die Menschen eingeladen zur Gemeinschaft.

In allen vier Evangelien wird die Bedeutung dieses gemeinschaftlichen Aspekts für das Wirken Jesu allein schon dadurch hervorgehoben, dass am Beginn seines öffentlichen Auftretens stets von Jüngerberufungen erzählt wird, so etwa im Markusevangelium die Berufung des Simon und Andreas, des Jakobus und Johannes am See von Galiläa (vgl. Mk 1,16-20). Von Anfang an sind also Menschen mit Jesus zusammen und mit ihm unterwegs. Sie werden in die Nachfolge und damit in eine besonders enge Gemeinschaft mit Jesus gerufen. Das Markusevangelium unterstreicht dieses gemeinschaftliche Moment noch einmal ausdrücklich im Zusammenhang mit der Berufung der Zwölf (Mk 3,13-19):

„Und er machte zwölf, ... damit sie bei ihm seien, und damit er sie aussende zu verkündigen und Vollmacht zu haben, Dämonen auszutreiben ...“ (Mk 3,14)

Erste Bestimmung der Zwölf ist nichts anderes als das Bei-ihm-Sein, und erst aus dieser Gemeinschaft heraus werden sie dazu befähigt, Schritt für Schritt und immer tiefer zu erkennen, was es mit diesem Jesus auf sich hat, und dann als Ausgesandte das zu tun, was Jesus selbst tut, nämlich zu verkündigen und vollmächtig zu heilen. Erst aus dem Erleben der engen Beziehungsgemeinschaft mit diesem Jesus wird auch ein authentisches, glaubhaftes Zeugnis möglich.

Die Reflexion auf das persönliche Erfahrungsmoment sowohl mit dem irdischen Jesus als auch später dann mit dem auferstandenen und erhöhten Herrn ist insgesamt also prägend für die entstehende Jesusüberlieferung und für die Texte der Evangelien. Die Evangelien sind unter dieser Rücksicht so etwas wie – im wahrsten Sinne des Wortes – „Schrift“ gewordenes Zeugnis der Faszination der Person Jesu und der Faszination an der Person Jesu.

2.3 Das „viergestaltige“ Evangelium

In diesem Zusammenhang ist noch ein weiterer Aspekt zu beachten, die Tatsache nämlich, dass im Neuen Testament nicht einfach ein einziges Evange-

lium überliefert ist, sondern dass immerhin vier durchaus unterschiedliche Evangelien in das Neue Testament Eingang gefunden und dann für die Kirche maßgebliche Bedeutung erlangt haben. Ein Blick in die neutestamentliche Text- und Kanongeschichte macht deutlich, dass das nicht ohne weiteres selbstverständlich und deshalb an sich bereits bedenkenswert ist. Der Kirchenvater *Irenäus von Lyon* († um 202) spricht in diesem Zusammenhang vom „viergestaltigen“, vom tetramorphen Evangelium. Er hält diese Vierzahl für theologisch bedeutsam und wertet sie in ihrem symbolischen Gehalt nicht nur als notwendig, sondern sogar als gottgewollt (*Adversus haereses* III 11,8).

Gemeint ist dabei gerade nicht, dass es in den Evangelien um vier verschiedene Botschaften geht. Es geht vielmehr immer um das eine Evangelium, die eine Christusbotschaft, die aber von vier unterschiedlichen Standpunkten aus nachgezeichnet wird. Jesus Christus, der in allen vier Evangelien als Mittelpunkt anwesend ist, wird – wie durch ein Prisma hindurch – von verschiedenen Seiten betrachtet und scheint so in jeweils etwas anderen Farben und Schattierungen auf. Die vier Zugänge ergänzen, korrigieren und bereichern einander und trotzdem hat man den Eindruck, dass sie – auch wenn man sie gemeinsam in den Blick nimmt – die Vielschichtigkeit und das Geheimnis der Person Jesu nicht erschöpfend sichtbar machen können. Auf jeden Fall aber scheint die Fülle des Christusgeschehens das Denken und die Sprache eines einzelnen Evangelienschreibers zu übersteigen und nur ein mehrfacher Zugang ein adäquates Verstehen möglich zu machen.

Von allem Anfang an hat das Urchristentum und die beginnende Kirche aus theologischer Überzeugung heraus an der Viergestaltigkeit des Evangeliums festgehalten und hat schließlich im Kanon des Neuen Testaments ein deutliches und bewusstes Bekenntnis zu dieser Pluralität abgelegt – und zwar gegen durchaus einflussreiche Bestrebungen und Tendenzen einer Reduzierung, wie sie sich zum Beispiel bei *Markion* findet, der in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. nur ein einziges Evangelium, nämlich das Lukasevangelium und auch das nur in bereinigter Form, anerkannt wissen wollte, oder auch gegen das vielleicht verständliche Bedürfnis, die verschiedenen Evangeliendarstellungen zu harmonisieren und in eine gemeinsame Erzählung zusammenzufassen. Im syrischen Raum konnte sich ein derartiger Harmonisierungsversuch in der Form der Evangelienharmonie des *Tatian*, dem so genannten *Diatessaron*, immerhin bis herauf ins 5. Jahrhundert n. Chr. halten.

3. Annäherung an die Person Jesu – charakteristische Merkmale seines Wirkens und Auftretens und die Frage nach seiner Identität

Die gemeinsame Mitte der neutestamentlichen Evangelien ist die Gestalt Jesu Christi. Dabei ist der Mensch Jesus in seiner Verkündigung und in seinem Wirken, in seinem Auftreten und in seinem Weg bis zum Kreuz der entscheidende Anstoß und Bezugspunkt für die Entstehung und die spezifische Ausgestaltung der jeweiligen Christusporträts. Auf allen Ebenen – im irdischen Jesusgeschehen genauso wie in der nachösterlichen Glaubensreflexion – geht es dabei immer um die Frage nach der Identität Jesu, nach dem, was diesen Jesus eigentlich ausmacht.

„*Wer ist dieser?*“ – diese Frage, die im Markusevangelium die Jünger Jesu als Reaktion auf die Stillung des Sturms (vgl. Mk 4,35-41) stellen, ist zugleich die entscheidende Frage, die nicht nur die Menschen im Umgang mit dem irdischen Jesus und dann auf neue Weise die Verfasser der Evangelien bewegt, sondern letztlich auch uns Leserinnen und Lesern des Evangeliums mit auf den Weg gegeben ist. Worin bestehen die Einzigartigkeit und die besondere, so schwer fassbare Ausstrahlungskraft dieser Person? Der folgende Punkt möchte zumindest eine Annäherung versuchen und einige charakteristische Merkmale des Wirkens Jesu ansprechen.

Vielleicht ist es gerade der Mensch Jesus, seine menschliche Seite, die heute mehr denn je fasziniert:

der emotionsgeladene Jesus der Tempelreinigung etwa oder der Jesus, der sich nicht scheut, auch seine Empfindungen und Gefühle zu zeigen; der Jesus vielleicht, der bewusst und provokant den Rahmen der gesellschaftlichen Normen seiner Zeit überschreitet und der gerade auch auf solche Menschen vorbehaltlos zugeht, ja sich geradezu mit denen identifiziert, die von der Gesellschaft an den Rand gedrängt sind; der Jesus, der kompromisslos an seiner Überzeugung und an seiner Verkündigung festhält auch dann, wenn es Ablehnung und Anfeindung bedeutet, und auch dann, wenn es ihn in letzter Konsequenz das Leben kostet; oder jener Jesus, der sich selbstsicher mit den obersten jüdischen Autoritäten anlegt, der immer wieder und vor allem in Fragen des Gesetzesverständnisses in Auseinandersetzung mit ihnen gerät und der nicht davor zurückschreckt, Missstände entsprechend anzuprangern; der radikal fordernde Jesus der Bergpredigt vielleicht oder jener poetische Jesus, der es versteht, gerade auch die einfachen Menschen in ihrer eigenen Lebenswelt anzusprechen und ihnen mit schlichten Bildern und wunderbaren

Gleichnissen aus eben dieser ihrer Lebenswelt seine Gottesbotschaft nahe bringt.

Von welcher Seite man sich der Person Jesu auch nähert, sein Wirken insgesamt führt letztlich immer wieder hin zur Frage nach seinem besonderen Selbstverständnis, nach seinem Anspruch und nach seiner Legitimation.

3.1 Frohbotschaft vom nahe gekommenen Reich Gottes im Wirken Jesu

Im Zentrum der Verkündigung Jesu steht die Frohbotschaft vom nahe gekommenen Reich Gottes, die Nachricht von der heilvollen, unbedingten Zuwendung Gottes zu den Menschen. Bereits im Markusevangelium wird das deutlich zum Ausdruck gebracht, wenn sich am Beginn seines öffentlichen Auftretens und als erstes direktes Wort Jesu – geradezu programmatisch – diese Botschaft vom Reich Gottes findet:

„Erfüllt ist die Zeit und nahe gekommen ist das Reich Gottes. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15)

Jesu Verkündigung ist in ihrem Kern also Gottesbotschaft, sie hat Gott selbst zum Inhalt, und Jesus spricht darin von einer unmittelbaren Nähe Gottes bei den Menschen. Um dieses Reich Gottes geht es gerade auch in seinen Gleichnissen, die ja so typisch für seine Verkündigung sind und in denen man dem irdischen Jesus besonders nahe kommt (vgl. z. B. Mk 4; Mt 13). In den einleitenden Worten sehr vieler dieser Texte wird das auch ausdrücklich angesprochen: *„Mit dem Reich Gottes ist es wie ...“*

Wenn Jesus vom Reich Gottes spricht, vom Königsein Gottes, dann greift er damit ein vom Alten Testament her vertrautes Heils- und Hoffnungsbild auf (vgl. z. B. Ex 15,18; Jes 52,7-10; Ps 96,10 u.a.) und aktualisiert es. Zwei Aspekte sind dabei für Jesu Verkündigung charakteristisch. Zum einen spricht Jesus nicht einfach von der Königsherrschaft Gottes als von einer zukünftigen eschatologischen Größe, die irgendwann einmal kommen wird, sondern er spricht in bisher nicht da gewesener Weise davon, dass sie bereits jetzt definitiv angebrochen und wirksam ist: Die Zeit ist bereits erfüllt und das Reich Gottes ist schon jetzt nahe gekommen.

Zum anderen wird auf Schritt und Tritt deutlich, dass diese Gegenwart des Reiches Gottes etwas mit Jesu eigenem Wirken und mit seiner Person zu tun hat, im Grunde untrennbar damit verbunden ist und darin anfanghaft und zeichenhaft erfahrbar wird. Der Inhalt der Verkündigung und der Verkündiger selbst gehören somit von Anfang an aufs Engste zusammen. Die Gleichnisse sind dafür ein gutes Beispiel (z. B. Lk 15). Das zeigt sich aber nicht nur,

wenn es um die Lehre Jesu, um seine Verkündigung geht, sondern auch im Zusammenhang mit seinen Taten, etwa bei Jesu Heilungstätigkeit und in seiner Mahlgemeinschaft.

In den Heilungserzählungen, vor allem in den zahlreichen Dämonenaustreibungen, wird unmissverständlich aufgezeigt, dass es nicht einfach um eine vordergründig machtvolle Tat Jesu geht, auch nicht einfach nur darum, die Größe des Wundertäters zu unterstreichen, sondern um weit mehr. Der Anspruch Jesu, der bei Matthäus und Lukas im Kontext der so genannten Beelzebul-Kontroverse (Mt 12,22-30 par Lk 11,14-23) überliefert ist, bringt das auf den Punkt:

„Wenn ich aber die Dämonen durch den Geist Gottes austreibe, dann ist das Reich Gottes schon zu euch gekommen.“ (Mt 12,28)

Während ihm die Pharisäer vorwerfen, mit Hilfe von Beelzebul, dem Anführer der Dämonen, die Dämonen auszutreiben, nimmt Jesus für sich in Anspruch, dass an seiner Heilungstätigkeit, an seinen Machttaten, etwas von der heilenden und rettenden Nähe Gottes selbst spürbar wird. Und umgekehrt charakterisieren dann die Heilungserzählungen die Person Jesu als den Heilbringer schlechthin, als denjenigen, durch den die Heilszeit Gottes heraufgeführt wird. In dieser Verbindung liegt wohl auch die geheimnisvolle und unerhörte Ausstrahlungskraft seiner Taten begründet – eine Ausstrahlungskraft, die die Menschen zu ganz unterschiedlichen Reaktionen führt: zum Staunen, zum Außer-sich-Geraten, zu überschwänglicher Freude und zum Lob Gottes auf der einen Seite, eine Ausstrahlungskraft, die andererseits aber auch Unverständnis hervorruft und Anstoß erregt.

Die Machttaten Jesu sind dabei stets rückgebunden an seine Verkündigung und sind eigentlich dort verortet. Das Lehren Jesu und sein Handeln bilden eine innere Einheit. In den Evangelien wird das immer wieder zum Ausdruck gebracht, besonders augenscheinlich vielleicht in der markinischen Erzählung vom Sabbat in Kafarnaum (Mk 1,21-28), wo Jesus in der Synagoge lehrt und im Anschluss daran einen Besessenen heilt. Schon am Anfang ist dort davon die Rede, dass die Zuhörer Jesu außer sich geraten über seine Lehre (Mk 1,22). Am Ende, nach der Heilung des Besessenen, findet sich dann eine ähnlich heftige Reaktion. Die Menschen erschrecken und sie sagen zueinander:

„Was ist das? Eine neue Lehre in Vollmacht.“ (Mk 1,27)

Obwohl als Reaktion auf die Heilung erzählt, sprechen die Menschen auch hier von der Lehre. Nicht die Wunderheilung als solche löst also Erschrecken und Staunen aus, sondern vielmehr die Lehre Jesu, Jesu Vollmacht im Wort,

die Tatsache – so könnte man vielleicht sagen –, dass sein Wort heilende Macht hat.

Lukas drückt in seiner Parallele diese Verbindung von vollmächtigem Lehren und vollmächtigem Handeln zusätzlich auch noch auf kompositorische Weise aus, indem er an dieser Stelle zuerst von Jesu Lehrtätigkeit in der Synagoge von Nazaret erzählt (Lk 4,16-30), dann unmittelbar anschließend von der Heilung des Besessenen in der Synagoge von Kafarnaum (Lk 4,31-37) und beide Perikopen durch eine redaktionelle Klammer umrahmt und miteinander verbindet (Lk 4,14-15.44). Ganz ähnlich ist wohl auch die kompositorische Anlage bei Matthäus zu verstehen, wenn er unmittelbar an die eindrucksvolle Bergpredigt (Mt 5-7) zwei Kapitel lang hauptsächlich Machttaten Jesu, Heilungserzählungen, folgen lässt (Mt 8-9) und ebenfalls beide großen Abschnitte durch eine fast gleichlautende summarische Bemerkung am Anfang und am Ende als eine zusammengehörende Einheit ausweist (vgl. Mt 4,23; 9,35).

All das bringt zum Ausdruck: Die Machttaten sollen Jesu Botschaft vom Reich Gottes unterstreichen und verdeutlichen und lassen diese Botschaft anfanghaft Wirklichkeit werden.

Besonderes Sinnbild für die Botschaft vom Reich Gottes ist dann auch seine, für Jesus so typische Mahlgemeinschaft. An vielen Stellen erzählen die Evangelien davon, dass Jesus mit Menschen zu Tisch sitzt. Er isst mit seinen Jüngerinnen und Jüngern, mit Menschen, die ihm nachfolgen (vgl. Lk 9,10-17), oder mit vornehmen Pharisäern (vgl. Lk 7,36-50). Aber ebenso und besonders häufig isst er mit Ausgegrenzten, mit Zöllnern und stadtbekannten Sündern (vgl. Lk 15,2; 19,1-10). Jesus versteht dabei seine Mahlgemeinschaft als ein symbolhaftes Zeichen für das, was Reich Gottes bedeutet. Wenn er mit den Menschen Mahl hält, dann will er zeichenhaft zum Ausdruck bringen, dass das Reich Gottes gemeinschaftlichen, heilvollen, ja festlichen Charakter hat und dass es vorurteilslos für jeden Menschen offen ist.

In seinem außergewöhnlichen Lehren, in seinem Staunen erregenden Wirken und auch in seinen Gemeinschaft stiftenden Begegnungen geht dieser Jesus also scheinbar ganz darin auf, das Reich Gottes, die Güte und die Barmherzigkeit Gottes für die anderen da sein zu lassen und gegenwärtig zu machen. Dieses Moment der Proexistenz Jesu, des Daseins für andere, ist kennzeichnend für sein ganzes Leben und findet schließlich einen Höhepunkt in seinem Leiden und Sterben.

3.2 Umkehr und Glaube als Antwort

Mit Jesu Verkündigung vom Reich Gottes ist die Aufforderung zu Umkehr und Glaube verbunden. „*Kehrt um und glaubt an das Evangelium!*“ heißt es schon in der bereits angesprochenen programmatischen Formulierung der Botschaft Jesu bei Markus (Mk 1,15). Dabei kommt der geforderten Umkehr so etwas wie Antwortcharakter zu. Dem Zuspruch der nahen Gottesherrschaft, der vorausgeht, folgt – gleichsam wie eine Antwort – der Anspruch: die Aufforderung zur Sinnesänderung und zum Glauben. Besondere Kennzeichen sind dabei die Dringlichkeit und die Unbedingtheit, mit denen Jesus seinen Appell, seinen Entscheidungsruf an die Menschen richtet. Hierher gehören auch die zahlreichen, pointierten Gerichts- und Endzeitworte Jesu. Auf drastisch bildhafte Weise unterstreichen sie diese Dringlichkeit der geforderten Entscheidung, die Unbedingtheit des in der Botschaft enthaltenen Anspruchs. Von ihrer Intention her haben die Gerichtsworte also in erster Linie ebenfalls Appellcharakter.

3.3 Reich Gottes und ethische Weisung

Mit der Botschaft vom Reich Gottes sind schließlich auch ethische Weisungen verbunden und damit die Frage nach der Gültigkeit des jüdischen Gesetzes, nach der Tora. Auch in diesem Punkt eröffnet Jesus in seiner Verkündigung unerwartete und herausfordernde Perspektiven. Auf der einen Seite pflegt er einen freien und befreienden Umgang mit dem Gesetz und stellt einem oberflächlich praktizierten Buchstabengehorsam stets als eigentliches Ziel des Gesetzes den Menschen in den Mittelpunkt. Man denke nur an Jesu Umgang mit dem Sabbatgebot und seine grundsätzliche Haltung dem Sabbat gegenüber:

„*Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.*“ (Mk 2,27)

Diese Haltung bringt ihm ja auch den scharfen Vorwurf des Gesetzesbruchs ein. Auf der anderen Seite sind die ethischen Forderungen Jesu aber auch gekennzeichnet durch Kompromisslosigkeit und Radikalität – eine Radikalität freilich, der es stets um den Kern, die eigentliche Intention des Gesetzes geht, letztlich um das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe, das es zu erfüllen gilt (vgl. Mk 12,28-34). Beide Aspekte gehören zusammen und beide haben bis heute auf die Menschen eine faszinierende Wirkung ausgeübt.

Der souveräne, vollmächtige Umgang Jesu mit dem Gesetz lenkt vielleicht besonders deutlich den Blick auf die Frage nach seiner Identität. Da ist einer, der den Anspruch erhebt, das Gesetz bis ins Kleinste hinein zu erfüllen (vgl.

Mt 5,17-19), und gleichzeitig ist da einer, der aus scheinbar unmittelbarer Kenntnis des Willens Gottes heraus eine neue, vertiefte Sicht der Tora eröffnet und diese beispielsweise im „*Ich aber sage euch*“ der Bergpredigt einer traditionellen Gesetzesinterpretation pointiert entgegenstellt (vgl. Mt 5,21-48).

3.4 Jesu Selbstverständnis gründet in seiner singulären Gottesbeziehung

Wer ist dieser? Der Blick auf charakteristische Merkmale des Wirkens Jesu führt immer wieder zu dieser Frage und zeigt, dass sein Auftreten gekennzeichnet ist durch eine außerordentliche Vollmacht und einen einzigartigen, exklusiven Anspruch. Jesu Selbstverständnis – und damit ist der Kernpunkt der Person Jesu berührt – ist dabei zutiefst geprägt von einer unmittelbaren Gottesgewissheit und hängt eng zusammen mit einer singulären Gottesbeziehung. In allem, was er tut, scheint mehr oder weniger direkt seine besondere Verbundenheit mit Gott auf. Wenn Jesus beispielsweise einem Gelähmten die Vergebung seiner Sünden zuspricht (Mk 2,1-12; vgl. auch Lk 7,36-50) – etwas, das eigentlich nur Gott selbst tun kann (Mk 2,7) –, oder wenn Jesus in persönlicher Weise ganz selbstverständlich Gott als Abba, als seinen Vater, anredet (Mk 14,36; vgl. z. B. Mt 6,9), dann wird dieses einmalige personale Verhältnis zum Gott Israels und ein einzigartiges Wissen um diesen Gott sichtbar. In dieser seiner Gottesbeziehung liegt die Wurzel und die Quelle dessen, was die Person Jesu eigentlich ausmacht. Letztlich wird in Jesus etwas von Gott selbst erfahrbar.

3.5 Messiaserwartungen und der „Menschensohn“

Der Anspruch und die Ausstrahlungskraft Jesu waren für die Menschen seiner Zeit provozierend, und sie führten zu Gegnerschaft, Konfrontation und Konflikt bis hin zum tödlichen Vorwurf der Gotteslästerung (vgl. Mt 26,65). Jesu Anspruch war auch irritierend – etwa für die Familie Jesu, die ihm mit Unverständnis begegnet und ihn sogar für verrückt hält (Mk 3,20-21). Sein Anspruch und seine Ausstrahlungskraft waren gleichzeitig aber auch faszinierend und haben bei den Menschen die unterschiedlichsten Heilshoffnungen wachgerufen und schließlich dazu geführt, dass bereits an den irdischen Jesus vertraute Erwartungen und Hoheitsbezeichnungen herangetragen wurden: die Erwartung eines Propheten etwa oder die Erwartung des wiederkommenden Elija, vor allem aber die – im Frühjudentum allerdings keineswegs einheitliche – Erwartung des Gesalbten, des Christus, des Messias (vgl. z. B. Mk 8,27-30).

Jesus zeigt sich allen diesen Hoheitsbezeichnungen und Messiaserwartungen gegenüber stets zurückhaltend und signalisiert damit, dass die an ihn herangetragenen Titel und Rollenerwartungen eigentlich das, was seine Person wirklich ausmacht, nur unzureichend erfassen können. Jesus selbst hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach vor allem (wenn nicht sogar ausschließlich) als „der Menschensohn“ bezeichnet (z. B. Lk 12,8-9), eine Bezeichnung, die gerade die menschliche Seite seiner Person hervorhebt und betont. Etwas pointiert könnte man mit *Gerd Theißen* vielleicht sogar sagen: „Jesus hat den Ausdruck ‚Mensch‘ zum entscheidenden Hoheitstitel gemacht.“ Im Grunde wird schon im irdischen Jesusgeschehen deutlich, dass da einer ist, der alle vorhandenen Schemata und alle geläufigen Vorstellungen sprengt. Erst durch die nachösterliche Reflexion im Licht der Auferstehungserfahrung und im Licht der unter dieser Rücksicht neu gelesenen und gedeuteten Schriften Israels wird der jungen christlichen Gemeinde mehr und mehr klar, wer dieser Jesus wirklich ist und was die Christen bleibend an ihm haben. Die Erkenntnis des Persongeheimnisses Jesu war ein langer Prozess vom vorösterlichen Ahnen und auch Missverstehen bis hin zum nachösterlichen Immer-tiefer-Begreifen und schließlich zum ausdrücklichen Bekenntnis.

4. Christusporträts der neutestamentlichen Evangelien

Wie aber dann von diesem Einmaligen, vom Noch-nie-da-Gewesenen reden? Die neutestamentlichen Evangelien versuchen das auf ihre Weise: einmal in erzählender Form, in bildhafter Sprache bzw. in der Art der Gesamtdarstellung und dann vor allem auch, indem sie – wie schon die Menschen um Jesus – vertraute Vorstellungen und Erwartungen und vorhandene Hoheitstitel in zum Teil neuartiger Weise für das Verständnis der Person Jesu heranziehen. Jedes der vier Evangelien geht dabei eigene Wege. Der folgende Blick auf ein paar wenige spezifische Merkmale der einzelnen Evangelien Schriften kann das bereits verdeutlichen, wobei es hier lediglich um eine stichwortartig exemplarische Auswahl gehen soll, nicht um eine umfassende Darstellung der jeweiligen Christologie und ihrer Akzente.

4.1 Markus

Das älteste Evangelium, das Markusevangelium, entwickelt in weiten Teilen so etwas wie eine narrative, eine erzählende Christologie. Markus ist – wenn man so will – der Evangelist des Erzählens. Schon in der Art und Weise seiner Gesamtdarstellung des Wirkens Jesu, in Komposition und Aufbau, bringt

er zum Ausdruck, welche theologischen Aussagen für ihn wichtig sind und wie er die Person Jesu versteht und verstanden wissen will. Dabei gibt er den Leserinnen und Lesern seines Evangeliums bereits mit dem ersten Vers eine wichtige Lesehilfe mit auf den Weg. Wie in einer Art Überschrift heißt es in Mk 1,1:

„Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohn Gottes.“

Der Christus-, der Messias- und der Titel „Sohn Gottes“ werden damit von Anfang an als die für Markus zentralen Hoheitsbezeichnungen Jesu ausgewiesen.

Markus löst dieses Programm dann im Laufe seines Evangeliums Schritt für Schritt ein. In der Mitte des Evangeliums findet sich im Bekenntnis des Petrus der Christustitel (Mk 8,27-30). *„Du bist der Christus!“*, antwortet Petrus auf die Frage Jesu, für wen ihn seine Jünger halten. Und am Ende des Evangeliums spielt der Titel „Sohn Gottes“ eine bedeutende Rolle und schließt den Rahmen hin zur Aussage in der Überschrift am Beginn. Im Verhör vor dem Hohen Rat stellt der Hohepriester die Frage:

„Bist du der Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ (Mk 14,61)

Jesus bejaht diese Frage ausdrücklich (vgl. Mk 14,62). Und schließlich ist der Gottessohn- und der Titel Inhalt des Bekenntnisses des Hauptmanns unter dem Kreuz:

„Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Mk 15,39)

Dabei ist es dem Evangelisten wichtig zu zeigen – beispielsweise durch Schweigegebote (z. B. Mk 1,25) und Redeverbote (z. B. Mk 8,30; 9,9) oder durch das Motiv des Jüngerunverständnisses (z. B. Mk 8,31-33) –, dass ein richtiges, adäquates Verstehen der Identität Jesu – und damit auch der für ihn verwendeten Hoheitstitel – nur in Verbindung mit Leiden und Tod und erst mit der Auferstehung möglich ist. Der Aspekt der Nachfolge, des Mitgehens auf dem ganzen Weg Jesu spielt dabei in der Sicht des Markus für die Glaubenserkenntnis eine entscheidende Rolle.

4.2 Matthäus

Das Matthäusevangelium stellt das Jesusgeschehen insgesamt in einen weiteren Rahmen – mit einer Kindheitsgeschichte und einem vorgeschalteten Stammbaum am Beginn (Mt 1-2) und mit Erzählungen von Auferstehungserscheinungen am Ende (Mt 28,9-20). Matthäus thematisiert von Anfang an nicht nur Jesu menschliche Herkunft, sondern fragt auch nach seinem göttlichen Ursprung (Mt 1,18-25). Von Beginn seiner irdischen Existenz an gilt ihm Jesus als Gottessohn. Stärker als Markus greift Matthäus insgesamt auf eine breite Palette von Hoheitsbezeichnungen zurück: neben „Messias“ und

„Sohn Gottes“ sind bei ihm etwa die Titel „Sohn Davids“, „Sohn Abrahams“, „Menschensohn“ und „Herr“ von Bedeutung. Schon darin zeigt sich seine vielschichtige und reich entfaltete Christologie. Außerdem finden sich bei Matthäus – besonders in der Kindheitsgeschichte, aber auch sonst im Evangelium – eine Reihe von Schriftziten in Form von so genannten Erfüllungsziten (z. B. Mt 1,22: *„Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat ...“* [in V.23 folgt ein Zitat aus Jes 7,14]). Mit solchen Erfüllungsziten macht Matthäus deutlich, dass das gesamte Leben und Wirken Jesu als Erfüllung der Schrift zu verstehen ist und darin die alttestamentlichen Verheißungen zum Ziel kommen. Erst durch eine Zusammenschau all dieser Momente scheint für das Matthäusevangelium eine Annäherung an die Bedeutung der Person Jesu möglich. Ein Aspekt allein, ein Titel allein genügen nicht, um Jesu Würde und Bedeutung zum Ausdruck zu bringen. Matthäus sieht in Jesus vielmehr den Erfüller aller Hoffnungen. Dabei will Matthäus letztlich wieder zeigen, dass im Kommen Jesu eigentlich das Kommen Gottes selbst seinen sichtbaren Anfang nimmt. Gleichsam als Programm kommt das schon im Zusammenhang mit der Erzählung von der Geburt Jesu zum Tragen, wenn dort für Jesus der Name „Immanuel“ verheißt wird (Mt 1,23). Immanuel bedeutet „Gott mit uns“ – in Mt 1,23 wird ausdrücklich darauf hingewiesen. Und dieser Immanuelgedanke, die Vorstellung vom Mit-Sein Gottes mit den Menschen, ist wie ein Rahmen um das ganze Wirken Jesu gespannt und findet sich dann ganz am Ende des Matthäusevangeliums wieder in der Zusage des Auferstandenen an seine Jünger: *„Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“* (Mt 28,20) Eine hervorragende Bedeutung kommt im Matthäusevangelium außerdem der Lehrtätigkeit Jesu zu. In insgesamt fünf großen Redekompositionen – allen voran die Bergpredigt (Mt 5-7) – erweist Matthäus Jesus als Lehrer des Volkes und in seiner Lehre als vollmächtigen Interpreten des Willens Gottes und Kündler einer besseren Gerechtigkeit.

4.3 Lukas

Das Lukasevangelium verbindet das Auftreten Jesu mit der allgemeinen Weltgeschichte seiner Zeit (Lk 2,1; 3,1-2) und versteht Jesus als den eigentlichen Herrn und Retter der Welt. Das Christusereignis ist dabei stets getragen vom Handeln Gottes. Zwei Aspekte sind für das überaus reiche Christusbild, das das Lukasevangelium zeichnet, besonders charakteristisch.

Zum einen spielt bei Lukas der Heilige Geist eine bedeutsame Rolle, und zwar vom Beginn des irdischen Daseins Jesu, von seiner Empfängnis an (vgl. Lk 1,35: *„Der Heilige Geist wird über dich kommen ...“*). Das gesamte Auf-

treten Jesu ist eng verknüpft mit der Vorstellung vom Wirken des Heiligen Geistes (vgl. z. B. auch Lk 3,22 – Taufe Jesu; Lk 4,1 – Versuchung; Lk 4,14 – Rückkehr nach Galiläa).

Zum zweiten versteht Lukas das Wirken Jesu in besonderer Weise als Frohbotschaft für die Armen: für die Kranken, die Sünder, für die Verlorenen (vgl. auch Lk 15), für die an den Rand Gedrängten und die Benachteiligten (z. B. auch die Gruppe der Frauen).

Beide Aspekte begegnen bei Lukas programmatisch in der so genannten Antrittspredigt Jesu in der Synagoge von Nazaret (Lk 4,16-30), wo Jesus einerseits als Geistträger ausgewiesen und andererseits als Heiland und Helfer der Armen und Unterdrückten vorgestellt wird. Jesus liest dort aus dem Propheten Jesaja die Stelle vor, wo es heißt:

„Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat. Frohbotschaft zu verkünden den Armen, hat er mich gesandt ...“ (Lk 4,18-19; vgl. Jes 61,1-2; 58,6)

Im Anschluss daran nimmt Jesus dieses Schriftwort für sich und sein Wirken in Anspruch:

„Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.“ (Lk 4,21)

Der Perikope Lk 4,16-30 kommt für das Verständnis des Lukasevangeliums insgesamt also eine Schlüsselrolle zu, insofern sie den zentralen Inhalt des Verkündigungswirkens Jesu zusammenfassend vorwegnimmt; im Weiteren dann aber auch, insofern sie grundlegend bereits das Moment der Ablehnung in Israel sowie der Hinwendung der Botschaft Jesu zu den Heiden andeutet.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Lukas darüber hinaus auch dem Beten Jesu – in wichtigen Situationen seines Lebens wird ausdrücklich davon gesprochen, dass Jesus betet (vgl. z. B. Lk 3,21; 5,16, 6,12). Der Evangelist hebt darin auf seine Weise Jesu singuläre Gottverbundenheit hervor.

4.4 Johannes

Das vierte Evangelium entwirft sein Christusporträt aus einer konsequent nachösterlichen und zutiefst theologischen Perspektive. Der Evangelist bekennt in der Person Jesu den, der nicht nur zuverlässig Kunde bringt von Gott, also das Wort Gottes verkündigt, sondern der dieses Wort Gottes geradezu verkörpert. Bereits im hymnusartigen Prolog zu Beginn des Evangeliums (Joh 1,1-18) wird das zum Ausdruck gebracht und Jesus mit dem Wort Gottes, dem Logos, identifiziert. Gleichzeitig spricht dieser Text von der Präexistenz, von einem uranfänglichen Dasein, des Logos und von dessen göttlicher Natur (Joh 1,1: *„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott*

und Gott war das Wort.“) und betont dann auch Jesu wahres Menschsein (Joh 1,14: *„Und das Wort ist Fleisch geworden ...“*) – beides wesentliche Züge im Christusbild des Johannesevangeliums.

Weil Jesus als Gesandter und als Sohn Gottes von seinem Vater herkommt und diesen wie keiner sonst kennt, ja im Grunde mit dem Vater eins ist (vgl. Joh 10,30), können die Menschen in seiner Person Gottes Nähe und Herrlichkeit erfahren. Jesus wird im Johannesevangelium geradezu beschrieben als Ort der Gottesoffenbarung, als exklusiver Ort der Selbsterschließung und Selbstmitteilung Gottes (vgl. z. B. Joh 14,6.9). Von daher wird auch in der Begegnung mit ihm und im Glauben an ihn für die Menschen eine neuartige Beziehungsgemeinschaft mit Gott, Gotteskindschaft, möglich (vgl. Joh 1,14).

In diesem Zusammenhang spricht das Johannesevangelium davon, dass das Auftreten Jesu zutiefst ausgerichtet ist auf die Vermittlung von Leben, dass Jesus der Welt die Heilsgabe des Lebens bringt (vgl. Joh 10,10). Diese Gabe des Lebens wird in besonderer Weise durch seine „Zeichen“, wie die Wundertaten Jesu im Johannesevangelium genannt werden, und in seinen Reden – insbesondere in den so genannten Ich-bin-Worten (z. B. Joh 6,35; 8,12; 11,25) – erfahrbar, die immer neu und von unterschiedlichen Blickrichtungen aus um die Lebensthematik kreisen. Letztlich macht Johannes darin deutlich, dass es Jesus selbst ist, der bereits jetzt für die Glaubenden Zugang zum ewigen Leben eröffnet.

5. Wer ist dieser – für mich?

Wer ist dieser? Aus der lebendigen Erfahrung mit dem irdischen Jesus und aus der ebenso lebendigen Erfahrung des erhöhten Christus heraus eröffnen uns die neutestamentlichen Evangelien vier verschiedene und dennoch in gleicher Weise gültige und Geltung beanspruchende Zugänge zum Persongeheimnis Jesu Christi. Sie sprechen darin nicht einfach von einer Person der Vergangenheit. Sie geben vielmehr auf faszinierende Weise Zeugnis von der bleibenden Bedeutung dieses Jesus in der Gegenwart und in der je spezifischen Lebenssituation ihrer Gemeinden. Die Überzeugung von der bleibenden Bedeutung Jesu Christi prägt zutiefst die Schriften des Neuen Testaments und hält diese offen für die Menschen aller Zeiten. Im Lesen der Evangelien, in der Beschäftigung mit dem darin bezeugten Christusereignis sind auch wir hineingenommen in die Dynamik dieser Glaubenszeugnisse und ist letztlich damit die Frage nach der Identität Jesu auch uns aufgegeben als eine Frage, die unsere Gegenwart trifft und Lebensrelevanz erlangen will. Dann ist diese Frage im Grunde und immer schon nicht einfachhin aus kühler Distanz und

nüchterner Überlegung heraus zu beantworten. Will man etwas vom Geheimnis der Person Jesu, von seiner Ausstrahlung und mitreißenden Wirkung erfahren, dann gilt es auch heute, ganz persönlich die Frage zu stellen: Wer ist dieser Jesus für uns, wer ist er für mich?

Literaturhinweise

- Gnilka Joachim, Jesus von Nazaret. Botschaft und Geschichte (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Supplementband 3), Freiburg i.Br. 1990.
- Heiligenthal Roman, Der verfälschte Jesus. Eine Kritik moderner Jesusbilder, Darmstadt 1997.
- Repschinski Boris, Trends in der modernen Leben-Jesu-Forschung, in: Stimmen der Zeit 218 (2000) 455-466.
- Schnackenburg Rudolf, Die Person Jesu Christi im Spiegel der vier Evangelien (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Supplementband 4), Freiburg i.Br. 1993.
- Schweitzer Albert, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (Uni-Taschenbücher 1302), Tübingen ⁹1984.
- Schweizer Eduard, Jesus, das Gleichnis Gottes. Was wissen wir wirklich vom Leben Jesu? (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1572), Göttingen 1995.
- Theißen Gerd – Merz Annette, Der historische Jesus. Ein Lehrbuch, Göttingen 1996.
- Weiser Alfons, Theologie des Neuen Testaments II. Die Theologie der Evangelien (Kohlhammer- Studienbücher Theologie 8), Stuttgart 1993.

aus: Konrad Huber, Faszination der Person Jesu. Jesus Christus im Spiegel der Evangelien, in: Huber Konrad - Repschinski Boris (Hg), Wort zum Leben - die Bibel. Beiträge zum Jahr der Bibel, Innsbruck 2001 (Verlag Tyrolia), 95-112



Dr. Konrad Huber

ist Assistenzprofessor für Neutestamentliche Bibelwissenschaft an der Theologischen Fakultät Innsbruck.

e-mail.: konrad.huber@uibk.ac.at

Das Leben Jesu

Mit gegenwärtigen Augen aus den Evangelien gelesen

Meinrad Limbeck

Wie lässt sich Jesus heute darstellen? Was für ein Mensch zeigt sich uns, wenn wir einmal von allem absehen, was der christliche Glaube in fast 2000 Jahren über diesen Jesus gedacht, gepredigt und gelehrt hat? Und wenn wir auch einmal all die Bilder, Begriffe und Wendungen aus unserem Kopf verbannen, mit deren Hilfe unsere *Bibelübersetzungen* uns eine ganz bestimmte Vorstellung vom Leben, Wollen und Wirken dieses Jesus eingeprägt haben?

Oder positiv gefragt: Was für ein Mensch war wohl dieser Jesus von Nazaret ursprünglich, wenn wir uns an das halten, was uns Markus in *seiner* Sprache (auf Griechisch) als Erster der Evangelisten aus dem Leben dieses Jesus von Nazaret schriftlich festgehalten hat?

1. Jesu Vision bei der Taufe

1.1 Jesu Taufe und sein Gehen in die Wüste

Das Erste, was wir aus dem Markus-Evangelium über Jesus erfahren, ist, dass er sich von Nazaret in Galiläa auf den Weg an den Jordan gemacht hatte, um sich von Johannes dem Täufer taufen zu lassen (vgl. Mk 1,9).

Schon dies allein verrät uns viel über diesen Jesus; denn er hätte sich gewiss nicht – anders als seine übrige Familie – an den Jordan hinab begeben, wenn er nicht der gleichen Überzeugung wie dieser Umkehrprediger gewesen wäre, der inmitten aller politischen und religiösen Geschäftigkeit aufstand und das Ende ankündigte:

„Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ (Mt 3,10)

Und dieser Jesus hätte sich gewiss nicht taufen lassen, wenn er geglaubt hätte, es genügten die traditionellen Sünd- und Sühnopfer im Tempel, um von Gottes Gericht verschont zu werden.

Jesus musste damals unserer menschlichen Geschichte nichts Gutes mehr zgetraut haben. Und auch von Gott konnte man – in seinen Augen – offensichtlich nur einen guten, neuen Anfang erwarten, wenn man sich zuerst un-

ter Gottes Willen gebeugt und von allem Verkehrten in der eigenen Vergangenheit distanziert hatte. Dementsprechend handelte Jesus konsequent – ohne Rücksicht auf seine Familie, aber immerhin noch eingebettet in eine bestimmte Bewegung innerhalb seiner jüdischen Gemeinschaft.

Dann freilich scherte er aus: Denn normalerweise gab es für diejenigen, die sich von Johannes hatten taufen lassen, nur zwei Möglichkeiten: Entweder sie kehrten in ihr bisheriges Leben und in ihren Beruf zurück oder sie schlossen sich dem Schülerkreis an, der sich um Johannes den Täufer gebildet hatte.

Von Jesus heißt es jedoch, dass er anschließend in die Wüste gegangen sei (vgl. Mk 1,12). Das war nicht üblich! Was könnte der Grund für dieses eigenwillige Verhalten gewesen sein?

Zwischen der Notiz von Jesu Taufe und seinem Entschluss, in die Wüste zu gehen, berichtet das älteste Evangelium:

„Und sofort, während er aus dem Wasser hinaufstieg, sah er die Himmel sich öffnen und den Geist wie eine Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme erging aus den Himmeln: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ (Mk 1,10)

1.2 Nahtoderfahrungen als gegenwärtige Vergleichstexte

Wenn wir daran festhalten, Jesus von Nazaret mit gegenwärtigen Augen zu sehen, so „als entdeckten wir alles zum ersten Mal“, wenn wir uns also nicht einfach eine vorgefertigte Brille aufsetzen lassen, um durch sie das Geschilderte zu sehen und zu verstehen, dann könnte uns vielleicht zunächst einmal ein Bericht aus unseren Tagen weiterhelfen. Er findet sich in der neuesten Publikation eines (inzwischen emeritierten) Professors der Mathematik, die den Titel trägt: „An der Schwelle zum Jenseits“.

a) Bericht einer Frau, Mitte vierzig

„Es war im März 1996 in München. An diesem Tag hat mich mein damaliger Freund zum Essen in ein Lokal eingeladen, das im Münchener Stadtteil Haar liegt. Auf dem Weg dorthin liegt eine kleine Kapelle, die mich von einiger Entfernung schon wie ein Magnet anzog. Dieser Sog wurde, je näher wir kamen, immer stärker, sodass ich nicht umhin kam, meinen Freund zu bitten, mit mir doch in diese Kapelle zu gehen. Wir waren kaum zwei Minuten drin, da bekam ich ein eigenartiges Gefühl, ich hatte den Drang, etwas aufschreiben zu müssen; doch wir hatten nichts dabei. Es wurde immer heller um mich herum (ich meine nicht die Helligkeit, die wir kennen, diese Helligkeit war weißer als Schnee), und ich wurde immer leichter. Dieses weiße Licht hat

sich auf zwei wunderschöne, leuchtende Lichtwesen zentriert, die rechts und links neben mir standen und mich mit einer sanften und lieben Art aus meinem Körper geholt haben. Dabei war es mir, als ginge ein Schleier auf und ich konnte alles klar sehen; es war alles so wirklich, viel wirklicher als in diesem Leben.

Zur selben Zeit als ich meinen Körper verließ, fiel alles Schwere, Angst, Leid usw. von mir ab, ich empfand nur noch ein unbeschreiblich großes, beglückendes Gefühl der Liebe. Es war mir, als hätte mich jemand, der aus reiner, unendlicher Liebe besteht, empfangen und mich auf wundervollste Weise in diese Liebe eingehüllt. Ich sah meinen Körper von oben, dabei hatte ich das Gefühl, diesem entwachsen zu sein. Von den zwei Lichtwesen wurde ich weitergeführt, immer noch in unendlich viel Liebe gehüllt, durch einen tief-schwarzen Tunnel. Es dauerte eine Weile, bis ich am anderen Ende des Tunnels Licht und meine Großeltern sah.

So im Vorbeischweben sagten sie mir, dass sie nicht mich, sondern ihre Tochter abholen wollten; ich hätte noch ein bisschen was zu tun auf der Erde. Meine Großeltern sind weitergezogen und ich wurde weiter getragen in ein Farbenmeer, das so kraftvoll, so intensiv und doch so zart war – es kann nicht mit Worten gesagt werden, dafür gibt es keine Worte. Diese Farbenpracht ging auf, man kann es nur leicht angehaucht mit einer Rose vergleichen. Je weiter ich durch das Farbenmeer kam, desto stärker hatte ich das Gefühl, nach Hause zu kommen. Ich ging hindurch und verschmolz mit diesen Farben, und doch war ich größer und mächtiger (ich meine nicht, vom ‚Macht haben‘ her) als man es sich je vorstellen kann. Niemand kann es sich vorstellen, der es nicht selbst gesehen hat.

Mein Begleiter in der Kapelle bekam Angst, da ich so starr aussah, und klopfte auf mir herum. Im Sturzflug musste ich wieder in meinen Körper zurück, ich fühlte mich, als müsste man mich wie eine Ziehharmonika in diesen Körper hineinquetschen. Ich spürte viele Ketten um mich herum, so als wäre ich gefangen in meinem Körper, wobei dieses Gefühl nach ein paar Minuten wieder verschwand.

Während meiner Reise sah und fühlte ich den Sinn des Lebens und spürte, wo die Werte des Menschen liegen oder liegen sollten. Ab dieser Zeit hat sich meine Lebenseinstellung sehr geändert. Ich weiß, dass wir so viele unsichtbare Helfer haben, wenn wir es nur wollen, und danke Gott jeden Tag für dieses wunderbare Erlebnis und die vielen unsichtbaren Helfer.“ (S. 33f)

Nun könnte man einwenden, dass dieser Bericht nichts mit Jesu Vision nach seiner Taufe zu tun hat und das Heranziehen dieses Textes doch mehr als

willkürlich sei. Doch das ist keineswegs so, wenn wir folgendes Faktum ernst nehmen:

b) Studie über Nahtoderfahrungen

In einem europaweit einmaligen, mehrjährigen Forschungsprojekt wurde in den 90er Jahren unter Leitung des Soziologen *Prof. Dr. Hubert Knoblauch* eine repräsentative Umfrage nach sogenannten Todesnäheerfahrungen in West- und Ostdeutschland durchgeführt. Zu diesem Zweck wandte sich die Untersuchung nicht von vornherein an Menschen, die entweder schwer verunglückt oder gar bereits klinisch tot waren oder wenigstens einen Herzstillstand erlebt hatten. Es wurden vielmehr nach einem statistisch errechneten Schema 2044 Menschen mittels einer Zufallsstichprobe aus der über 80 Millionen umfassenden Gesamtbevölkerung der BRD ausgewählt und interviewt. Dabei zeigte sich nach einer kritischen Sichtung der Antworten als Erstes, dass 4,3 % der Befragten sicher waren, eine derartige Erfahrung gemacht zu haben. Das bedeutet: Wenn wir nicht in diesem einem Fall die Seriosität und Brauchbarkeit derartiger statistischer Erhebungen von vornherein ausschließen, dann können wir begründet davon ausgehen, dass etwa 3,3 Millionen Menschen in der BRD eine sogenannte Nahtoderfahrung am eigenen Leib erlebt haben – und zwar ungefähr gleich viele Männer wie Frauen und unabhängig davon, welchem Glauben sie angehören und in welchem Teil der BRD sie leben.

Noch wichtiger aber war bei dieser Erhebung, dass die Betroffenen sich durch den Begriff „Nahtoderfahrung“ nicht hatten verleiten lassen. Sie brauchten keine medizinischen oder biologischen Gründe, um für sich zu wissen, dass sie sich am Ende, an der äußersten Grenze ihres Lebens befunden und eine Wirklichkeit wahrgenommen hatten, die uns normalerweise unbewusst bleibt. Sie hatten erlebt, was der Soziologe (!) *Prof. Knoblauch* als Fazit seiner Untersuchungen so formuliert:

„Dass Menschen Nahtoderfahrungen machen, scheint ein dem Menschen eigenes Vermögen zu sein – des Vermögens, eine transzendente Wirklichkeit wahrzunehmen, die anders ist als das, was unser Organismus an Reizen aufnimmt.

Dieses Vermögen scheint zum Wesen des Menschen zu gehören.“ (*Hubert Knoblauch*, *Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nahtoderfahrung*, Freiburg ²1999, 193f)

Das aber bedeutet: Es ist nicht von vornherein unvernünftig, Jesu Vision nach der Taufe – jenes Erlebnis also, das ihn in die Wüste führte – als ein Transzendenzerlebnis zu verstehen.

c) Einwand aus der Tiefenpsychologie

Hier wartet nun freilich ein zweiter, sehr ernst zu nehmender Einwand von Seiten der Tiefenpsychologie. Denn ohne Zweifel lassen sich derartige sogenannte Nahtoderfahrungen mit guten Gründen tiefenpsychologisch erklären. Bei derartigen Visionen könnte der oder die Betroffene durchaus irgendwelche bedrohliche Umstände im Sinn einer Wunschvorstellung bearbeiten. Es könnten hier nach Ausweis vieler konkreter Fälle Phantasien zu Hilfe gerufen worden sein, die ein bestimmtes Geschehen weniger bedrohlich machten bzw. zu einem (befreienden, erlösenden) Glücksgefühl führten – weshalb *Prof. Henselers* (Psychoanalytiker an der Universität Tübingen) erste Bemerkung nach der Lektüre obiger Geschichte auch lautete: „Man müsste wissen, was dieser Geschichte vorausgegangen war – etwa zwischen der Frau und ihrem Freund.“

Eine derartige innerpsychische Deutung ist freilich – nach *Prof. Henselers* eigenen Worten – nun auch nicht unbedingt zwingend.

So meint beispielsweise ein anderer Gelehrter, *Prof. Schröter-Kunhardt*, in einem Aufsatz über Nahtoderfahrungen folgenden Schluss ziehen zu können:

„Tatsächlich verweisen die paranormalen Leistungen von Lebenden und Sterbenden und ihr vermehrtes Auftreten im Rahmen von religiösen Erlebnissen (im Sterben) selbst bei areligiösen Menschen auf einen Zeit- und Raum-abhängigen und somit unsterblichen Anteil der menschlichen Psyche. Die Nahtoderfahrungen bereiten die Psyche somit in einem letzten, über das Gehirn vermittelten Akt auf ein Weiterleben eben dieser Seele in einem religiösen Jenseits vor.“

Religiös-mystisches (NTE-)Erleben beruht dabei auf einer anhand der Nahtod- / Außer-Körper-Erfahrung nachgewiesenen biologisch angelegten Matrix, die durch keine Theorie hinwegklärt werden kann und elementarer Bestandteil der menschlichen Psyche ist.“ (in: *H. Knoblauch / H.-G. Soeffner*, Todesnähe. Interdisziplinäre Zugänge zu einem außergewöhnlichen Phänomen. Konstanz 1999, 65 – 99, 97).

Dass ich im Folgenden eher dieser zweiten Interpretation zuneige, hat weniger damit etwas zu tun, dass ich als Theologe an ein Jenseits glauben müsste. Vielmehr: Es hat sich in mir im Lauf der Zeit einfach mehr und mehr die Überzeugung verstärkt, dass die Wirklichkeit des Lebens nicht einfach an den Rändern unseres Kosmos endet, dass wir vielmehr von einer Wirklichkeit umgeben sind und getragen werden, die weiter und tiefer ist als die uns vertraute dreidimensionale Welt.

Deshalb scheint es mir nicht unvernünftig zu sein, mit derartigen Transzendenzerlebnissen zu rechnen (die wir fälschlicherweise und zu kurzatmig auch „Nahtoderlebnisse“ nennen).

Dafür spricht im Leben Jesu auch die nächste Beobachtung.

2. Jesu Vision vom Sturz des Satans

Wir sahen: Dass Jesus sich von Johannes hatte taufen lassen, wird nur verständlich, wenn Jesus wie Johannes (und anders als die Pharisäer und Sadduzäer) in allernächster Zeit Gottes Gericht erwartet und mit Gottes Zorn gerechnet hatte. Es muss also ein erschreckendes Gottesbild gewesen sein, das Jesus damals vor Augen hatte und das ihn bewegte. Und dennoch kehrte er aus der Wüste nach Galiläa mit einer durch und durch positiven, frohen Botschaft zurück. Sie lautete:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf die frohe Botschaft!“ (Mk 1,15)

Was hatte in Jesus diesen grundlegenden Wechsel wohl bewirkt?

Sucht man hierfür eine Erklärung innerhalb der Jesus-Überlieferung, dann bietet sich am ehesten jenes Wort an, in dem Jesus selbst – ein einziges Mal – von einer persönlichen Vision spricht (und dieses Wort ist so eigenartig-unerfindlich, dass es selbst von der kritischsten Wissenschaft Jesus nicht abgesprochen wird). Es lautet:

„Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen!“ (Lk 10,18)

Was war Jesus in diesem Bild bewusst geworden?

Dies ist zu verstehen, wenn man weiß, dass der Satan nach jüdischem Glauben (den Jesus ja teilte) kein gefallener Engel war, sondern vielmehr als Gottes Geschöpf mit einer spezifischen Aufgabe zum Bereich des Himmels gehörte. Seine gottgewollte Funktion war dort (nach damaligem jüdischen Glauben!) die des Anklägers (vgl. Ijob 1,6-12; Sach 3,1-4). Wenn der Satan nun aber vor allem der Ankläger war, dann machte diese Vision, die Jesus aufgrund eines erneuten Transzendenzerlebnisses zuteil geworden war, ihm etwas sehr Wichtiges einsichtig:

Derjenige, der bislang die Menschen nach Gottes Willen anzuklagen hatte, hat keinen Platz mehr vor Gott und damit auch keinen Einfluss mehr auf Gott. Gott ist nicht länger gewillt, sich von den Vergehen der Menschen beeinflussen zu lassen und den Menschen als Richter gegenüber zu treten. Das mochte bis zum Auftreten des Täufers noch so gewesen sein. Diese Vision war keine Kritik an Johannes dem Täufer, nur: Jesu Gottesbild hatte sich grundlegend geändert.

Versucht man diesen von der Bibel gezeichneten Beginn von Jesu neuem Lebensabschnitt mit gegenwärtigen Augen zu sehen, könnte man ihn vielleicht folgendermaßen umschreiben:

Jesus hatte zunächst – wie auch andere seiner Zeitgenossen – der Geschichte seines Volkes keine positive Entwicklung mehr zugetraut. Man konnte sich – nüchtern betrachtet – nur noch auf einen radikalen Neuanfang einstellen und vorbereiten.

In dieser Bereitschaft, die sich nicht einfach mit der Gegenwart begnügte und arrangierte, widerfuhr Jesus ein doppeltes Transzendenzerlebnis, das ihm die tiefgreifende, umwerfende Gewissheit vermittelte: Die Wirklichkeit, die unserem Dasein Grund gibt und die auch das Ende unseres Lebens bestimmen und prägen wird, ist nicht zu fürchten, sondern verdient in ihrem unangefochtenen, reinen Wohlwollen unser aller Vertrauen.

Dass wir mit dieser Interpretation Jesus nichts Fremdes unterschieben, dass wir ihn damit vielmehr genau verstanden haben dürften, dafür spricht bereits die nächste, unübersehbare und unbestreitbare Auffälligkeit in Jesu Verhalten – unbestreitbar deshalb, weil diese Besonderheit in Jesu Verhalten von den ersten Christen nicht erfunden und in Jesu Leben zurückprojiziert worden sein kann, da sie diese sehr schnell und sehr bewusst wieder aufgaben.

3. Jesus und seine Jünger: Freunde des Bräutigams

Anders als die Jünger des Johannes und anders als die Pharisäer fastete Jesus mit seinen Jüngern nicht! Darauf angesprochen antwortete Jesus mit einer Gegenfrage:

„Können denn ‚die Söhne des Brautgemachs‘ [d. h. die Freunde des Bräutigams, nicht die Hochzeitsgäste im allgemeinen, wie unsere Bibelübersetzungen gewöhnlich glauben lassen!] fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Mk 2,19)

Wenn wir verstehen wollen, was Jesus damit wirklich meinte, müssen wir ein Doppeltes beachten:

a) Wer war der Bräutigam?

Wir sind es gewohnt, in dem Bräutigam Jesus und in den „Söhnen des Brautgemachs“ Jesu Jünger zu sehen, doch so konnte Jesus sein Wort (und sein Verhalten) niemals gemeint haben. Das hätte niemand verstanden, da es für Israel nur einen Bräutigam gab: Jahwe selbst (vgl. Hos 2,18-25; Jes 62,5) – und Jahwe hatte seinem Volk versprochen, es am Ende in die Wüste zu führen und sich ihm dann anzutrauen:

„Darum will ich selbst sie verlocken. Ich will sie in die Wüste hinausführen und sie umwerben.“ (Hos 2,16)

„Ich traue dich mir an auf ewig; ich traue dich mir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht, von Liebe und Erbarmen, ich traue dich mir an um den Brautpreis meiner Treue: Dann wirst du den Herrn erkennen. (Hos 2,21-22)

Wenn Jesus im Licht dieser Verheißung seine Gegenwart sah, dann war Jesus doch ganz offensichtlich der Überzeugung, Gott sei im wahrsten Sinn des Wortes auf dem Weg, sich mit seinem Volk zu vermählen (vgl. dazu Mt 25,1ff: Auch in diesem Gleichnis war ursprünglich nicht Jesus der Bräutigam!).

b) Welche Funktion hatten die „Söhne des Brautgemachs“?

Die sogenannten „Söhne des Brautgemachs“ waren die Freunde des Bräutigams. Sie hatten eine doppelte Funktion:

- Sie begleiteten den Bräutigam, wenn er die Braut vom Haus ihrer Eltern unter Musik und Paukenschlägen zu sich heimholte.
- Sie umringten zusammen mit dem Bräutigam die Sänfte der Braut.

Nehmen wir also das von Jesus gebrauchte Bild ernst, dann verstand Jesus sich und seine Jünger zunächst einmal als Freunde des Bräutigams Jahwe, der auf dem Weg war, die Geschichte mit seinem Volk in beglückender Weise zu vollenden.

Von hier aus fällt nun aber auch auf jenes Ereignis im Leben Jesu ein neues Licht, das uns in unseren Bibeln gewöhnlich als „Berufung der ersten Jünger“ (vgl. Mk 1,16-20) präsentiert wird und das wir ganz selbstverständlich mit der Tatsache in Verbindung bringen, dass Jesus später „zwölf machte“ (wie es Mk 3,14 wörtlich heißt), *„damit sie mit ihm seien und er sie aussende, um zu verkünden und um Vollmacht zu haben, die Dämonen auszutreiben.“ (Mk 3,15)*

Doch dieser Zusammenhang, den wir fraglos annehmen, war ursprünglich keineswegs gegeben – zumindest nicht, wenn wir den Text des Markus-Evangeliums beim Wort nehmen. Auffällig ist da nämlich zunächst einmal, dass Jesus zu Simon und Andreas keineswegs sagte: „Kommt her, folgt mir nach!“ (so die Einheitsübersetzung in Mk 1,17:), sondern: *„Auf, hinter mich!“*

Damit hatte Jesus dem Simon und dem Andreas aber nichts anderes zugerufen als einst Jonatan seinem Waffenträger, als er ihn aufforderte, ihm (im Angriff gegen die Philister) hinterher zu kommen:

„*Geh hinter mir hinauf.*“ (1 Sam 14,12)

Und wenn es danach heißt: „*Ich werde euch zu Menschenfischern machen*“ (Mk 1,17), dann meinte Jesus damit eigentlich nur, dass sie zukünftig Menschen „an Land ziehen“, also gewinnen sollten. Auch das klingt nicht sehr theologisch. Und deshalb übertreiben viele Übersetzungen auch, wenn sie diese ganze Geschichte mit den Worten beschließen: „und (sie) folgten Jesus nach“. Auch hier heißt es eigentlich nur ganz profan:

„*Und sie gingen weg hinter ihm her.*“ (Mk 1,20)

Wenn wir beim biblischen Text bleiben, dann hatte Jesus ursprünglich keineswegs schon Jünger, sondern einfach junge Männer gesucht, weil er zusammen mit ihnen Freunde des Bräutigams sein wollte. Zusammen würden sie von nun an Israels Bräutigam auf seinem Weg begleiten!

Ganz offensichtlich hatte sich Jesu Zeitverständnis durch jene beiden Transzendenzerlebnisse nicht verändert. Jesus rechnete noch immer wie Johannes der Täufer mit dem unmittelbaren Abschluss der Geschichte, d.h. mit dem Ende der Welt. Deshalb war auch sein erstes Wort: „*Die Zeit ist voll!*“, nur dass er, Jesus, dann nicht mehr – wie Johannes – fortfuhr: „Die Axt ist an die Wurzel der Bäume gelegt!“, sondern: „*Das Reich Gottes ist da!*“

4. Reich Gottes – in der Begrifflichkeit Jesu

Wenn wir verstehen wollen, was Jesus mit „Reich Gottes“ eigentlich meinte, müssen wir ein Doppeltes bedenken:

Mit der Botschaft „Das Reich Gottes ist da!“ griff Jesus eine Sehnsucht seiner Zeit auf, auf die wir wenigstens kurz etwas näher eingehen müssen, um mit unseren gegenwärtigen Augen wirklich das zu sehen, was Jesus bei dieser Botschaft vor Augen hatte.

Das erwartete Reich Gottes war für Jesu Zeitgenossen jene Lebenswirklichkeit, in der Gottes Wille und Weisung in allem und von allen beachtet wird, so dass all die positiven Möglichkeiten, die das Leben im Fortgang der Zeit mit sich bringt, nicht mehr kaputt gemacht, sondern stets realisiert werden. Oder anders ausgedrückt: Das Reich Gottes war in den Augen und in den Köpfen von Jesu Zeitgenossen die virtuelle heile Welt, die dort, wo sie realisiert wird, als Gottes Reich erlebt wird.

Mit seiner Botschaft „Das Reich Gottes ist da!“ behauptet Jesus also: Unsere Gegenwart taugt keineswegs (wie Johannes der Täufer meinte) nur noch zum Abbruch, vielmehr trägt unsere jeweilige Gegenwart immer schon die Möglichkeit in sich, jene heile Schöpfung zu werden, die Gott von allem Anfang an vor Augen hatte.

Wie lässt sich diese so plötzlich ganz andere Einschätzung der Gegenwart durch Jesus verstehen? Sie war ja noch die gleiche wie damals, als er sich von Nazaret aus auf den Weg an den Jordan gemacht hatte, um sich von Johannes taufen zu lassen.

Gerhard Roth, Professor für Verhaltensphysiologie an der Universität Bremen, schreibt in seinem 2001 erschienenen Buch „Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert“ zum Abschluss des Kapitels „Verstand und Gefühle – wer beherrscht wen?“ folgende in unserem Zusammenhang sehr wichtigen Sätze:

„Beiden Systemen (d.h. dem emotionalen und rationalen Bewertungssystem) zugeordnet ist das Aufmerksamkeitssystem, das unseren Blick unbewusst oder bewusst auf dasjenige lenkt, was für das Gehirn auffallend und wichtig erscheint. Diese Aufmerksamkeitssteuerung ist ein wichtiger Teil des Bewertungssystems, denn was wir nicht mit dem ‚Scheinwerfer‘ der Aufmerksamkeit erfassen, kann uns auch nicht stark bewegen. ‚Optimisten‘ – so zeigt die Forschung – finden keineswegs alles höchst positiv, was überhaupt passiert, sondern sie wenden ihre Aufmerksamkeit bevorzugt dem Positiven zu und beschäftigen sich damit ausdauernd. Ängstliche Menschen hingegen werden, wie wir gehört haben, magisch von den negativen Dingen in ihrer Umwelt angezogen. Beide haben also buchstäblich eine andere Sichtweise der Welt und ihrer eigenen Existenz.“ (S. 322)

5. Jesu Erkennen der Frohbotschaft

5.1 Vom Pessimisten zum Optimisten

Wenn wir mit diesem Wissen – also mit unseren „gegenwärtigen Augen“ – auf Jesus von Nazaret schauen, dann zeigt sich sowohl sein eigenes Verhalten als auch seine Botschaft in einem ganz neuen Licht.

Angerührt und durchdrungen von jenen beiden Transzendenzerlebnissen nach der Taufe und in der Wüste war Jesus zuinnerst überzeugt, dass in aller nächster Zeit dank Gottes bedingungslosem Entgegenkommen jenes große Mahl bevorstehe, in dem Gott – bildlich gesprochen – mit Israel, seinem Volk, sich für immer vereinen und Hochzeit feiern werde. Jene Transzendenzerlebnisse machten aus dem Jesus, der wie Johannes der Täufer nur noch mit Pessimismus auf die Gegenwart schauen konnte, einen Optimisten, den es von diesem Augenblick an dazu drängte, seinen Mitmenschen immer und immer wieder zuzurufen: „Kehrt um, macht doch nicht einfach so weiter wie bisher, und vertraut auf diese frohe Botschaft!“

Wir sollten uns hier nicht von unseren Bibelübersetzungen in die Irre führen lassen, die durchwegs, aber gegen alle Regeln der griechischen Sprache und auch gegen den sonstigen durchgehenden Sprachgebrauch innerhalb des Neuen Testaments so übersetzen, als ob Jesus seinen Mitmenschen verkündigt habe: „Glaubt an das Evangelium!“

Weder hier noch an anderer Stelle (auch nicht Mk 9,14-20!) hatte Jesus von den Menschen den Glauben *an* etwas verlangt. Es ging ihm immer nur um das *Vertrauen* seiner Mitmenschen.

Aus diesem wohltuenden und aufrichtenden Optimismus heraus begegnete Jesus dann auch seinen Mitmenschen in ihren Nöten – und wurde dadurch in vielen (keineswegs in allen!) Fällen für sie zum Wundertäter. Freilich sollten wir uns hier vor einer fast unausrottbaren Fehldeutung hüten: Trotz seiner positiven Grundeinstellung und Zukunftserwartung hatte sich Jesus niemals von sich aus gezielt auf die Suche nach Kranken gemacht, um sie zu heilen, noch hatte er sich aus irgendwelchen sozialen Impulsen an die sozial Schwachen, an die Menschen „am Rande der Gesellschaft“ gewandt, noch hatte er von sich aus ein besonderes Sendungsbewusstsein den Frauen gegenüber.

5.2 Reichtum und Nachfolge

Was Jesus persönlich wollte (neben der Verkündigung seiner frohen Botschaft), zeigt am deutlichsten die Geschichte mit dem sogenannten reichen Jüngling:

„Als sich Jesus wieder auf den Weg machte, lief ein Mann auf ihn zu, fiel vor ihm auf die Knie und fragte ihn: Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Jesus antwortete: Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen. Du kennst doch die Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht falsch aussagen, du sollst keinen Raub begehen, ehre deinen Vater und deine Mutter!“ (Mk 10,17-19)

Wer all das tut, tut Gutes. Wer all das tut, gewinnt das ewige Leben. Damit war die Frage des Mannes beantwortet; er hätte also gehen können.

An diesem Punkt könnte die Geschichte abbrechen. Der Mann hatte erfahren, was er wissen wollte. Dass das Gespräch dennoch weiter ging, lag nicht an Jesus, sondern an dem Mann, denn

„er erwiderte Jesus: Meister, alle diese Gebote habe ich von Jugend an befolgt.“

Es ist, als wollte der Mann auf Jesu Antwort hin einwenden: „Ja ist das alles? Ich habe das Gefühl, dass mir noch etwas fehlt. Die Gebote tun – das füllt einen doch nicht aus! Das kann doch nicht schon alles sein!“

Da, in diesem Moment, veränderte sich Jesu Einstellung zu diesem Mann; denn genau und wörtlich übersetzt heißt es nun im Evangelium:

„Jesus aber, nachdem er ihn angesehen hatte, begann ihn zu lieben und er sagte ihm: Eines mangelt dir. Auf, verkaufe, was du hast und gib es den Armen und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir!“ (Mk 10,21)

Jesu Aufforderung an diesen Mann, alles zu verkaufen und ihm zu folgen, entsprang in diesem Fall unbestreitbar einer plötzlichen Gefühlsregung, sie war der spontane Ausdruck einer aufbrechenden Zuneigung. So etwas wird an keiner anderen Stelle von Jesus gesagt: *„Er begann ihn zu lieben.“*

Nur wenn wir dies mitempfinden, können wir die Enttäuschung ahnen, die Jesus überfallen haben musste, als dieser Mann dann doch traurig und betrübt wegging; *„denn er hatte ein großes Vermögen.“ (Mk 10,22)*

Und so, wie Jesu Einladung, doch mitzukommen, Ausdruck seiner Zuneigung war, so ist das Folgende nun Ausdruck seiner tiefen Enttäuschung: kein abgeklärter theologischer Lehrsatz, sondern eine starke, schmerzliche Enttäuschung.

„Da sah Jesus seine Jünger an und sagte zu ihnen: Wie schwer ist es für Menschen, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen ... Ja, meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes kommt.“ (Mk 10,23-25)

Hier spricht jemand, der einen möglichen und erhofften Freund verloren hatte! Hier spricht jemand, der durch und durch Mensch war. Denn eigentlich hatte Jesus ja auch andere Erfahrungen, waren doch in seiner JüngerInnen-schar auch Frauen, die die Sache mit ihrem Vermögen, mit ihrem Reichtum unterstützten (Lk 8,1-3). Da hatten Reiche durchaus in das Reich Gottes gefunden. Aber das konnte Jesus in diesem Moment nicht trösten! Dieser junge Mann hatte nicht zu ihm und damit eben auch nicht in seine Gemeinschaft, in das Reich Gottes, gefunden.

5.3 Weniger Jünger und Jüngerinnen, vielmehr Gleichgesinnte

Wir mögen uns seit frühester Zeit daran gewöhnt haben, die Menschen, die Jesus in besonderer Verbundenheit folgten, seine Jüngerinnen und Jünger zu

nennen. Doch wenn wir genau darauf achten, wie Jesus sich den Männern und Frauen gegenüber verhielt, die in einer besonders engen Gemeinschaft mit ihm lebten, und was er zu ihnen sagte, dann spricht nichts dafür, dass die Menschen in Jesu Augen seine Jünger (und Jüngerinnen) waren. Sie waren für ihn vielmehr diejenigen, mit denen er als „Freunde des Bräutigams“ die Wahrheit leben wollte, die er als das Geheimnis seiner Gegenwart erkannt hatte. Und sie waren für ihn diejenigen, in deren Gemeinschaft er allein die Wahrheit seines Evangeliums, die Gegenwart des Reiches Gottes, auch selbst erleben konnte.

Wir erschweren uns in unnötiger Weise den Zugang zu Jesus, wenn wir voraussetzen, Jesus habe deshalb Menschen als seine Jünger gewollt, weil er dabei theologische Ziele verfolgt habe – die Rettung der Verlorenen etwa oder die Wiederherstellung Israels als Zwölf-Stämme-Volk. Jesus verfolgte keine besonderen theologischen Ziele, mit denen man sich zwangsläufig solidarisieren müsste, wenn man sich auf Jesus und seine Botschaft einlassen möchte. Er wollte nur leben und erleben, was er verkündete: *„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“* (Mk 1,15)

5.4 Jesu Interesse: Reich Gottes leben

Hier liegt der eigentliche Grund, weshalb Jesus weder für die Wirtschaft noch für die Politik seines Volkes Interesse zeigte, noch sich in die verschiedenen theologischen Schulen seiner Zeit und in deren gelehrte Diskussionen „einbringen“ wollte.

Jesus wollte schlicht und einfach nur eines: Er wollte mit seinem Kreis schon heute das Reich Gottes verwirklichen. Deshalb galten letztlich allein diesem Kreis seine ethischen Anweisungen – weshalb wir jedes Mal einen zwar gut gemeinten, aber dennoch verhängnisvollen Fehlversuch inszenieren, wenn wir aus Jesu Anweisungen Verhaltensregeln für das öffentliche Leben, für Politik und Wirtschaft abzuleiten versuchen.

6. Warum scheiterte Jesus?

Auch hier sollten wir uns zunächst einmal an die Fakten halten und uns nicht sofort „fremde Brillen“ aufsetzen.

Faktum ist: Wäre Jesus nicht nach Jerusalem hinaufgezogen, so wäre er nicht gekreuzigt worden! Wir müssen also der Frage nachgehen, was Jesus von Galiläa nach Jerusalem getrieben hatte.

6.1 Jesu Weg nach Jerusalem: keine Pilgerreise

Eines können wir mit Sicherheit sagen: Als Jesus zum letzten Mal nach Jerusalem hinauf zog, hatte er sich nicht auf den Weg gemacht, um als Pilger am bevorstehenden Osterfest teilzunehmen. Dazu muss man sich nur einmal vor Augen halten, was zu den wesentlichen Aktivitäten eines Festpilgers zur Zeit Jesu gehörte. Darüber wissen wir aus den jüdischen Quellen genau Bescheid.

Um den eigentlichen Tempel betreten zu dürfen, mussten sich alle von auswärts kommenden Pilger einem speziellen Reinigungsritus von sieben Tagen unterziehen. Dazu gehörte, sich am dritten und siebten Tag mit Sühnewater besprengen zu lassen. Dies hätte auch für Jesus und seine Begleiter gegolten, wenn sie sich als normale Festpilger verstanden und so verhalten hätten. Außerdem wären sie bereits zu Beginn verpflichtet gewesen, ein Tauchbad zu nehmen, ehe sie den inneren (Frauen- und Israeliten-)Vorhof des Tempels betraten.

Aber auf all das enthalten die Evangelien nicht den geringsten Hinweis. Im Gegenteil! Markus, der älteste Zeuge, berichtet in seinem Evangelium nur nüchtern, kurz und knapp:

„Und er zog nach Jerusalem hinein, in den Tempel. Nachdem er sich alles angesehen hatte, ging er spät am Abend mit den Zwölf nach Betanien hinaus.“ (Mk 11,11)

Es ist wohl kein Zufall, dass Matthäus diese Notiz später seinen judenchristlichen Lesern vorenthielt. Dass Jesus sich so profan im Tempel verhalten hatte, war keinem frommen Juden zu vermitteln.

Doch weshalb war Jesus dann nach Jerusalem hinaufgezogen, wenn er nicht als Pilger an der Festliturgie im Tempel teilnehmen wollte?

6.2 Kreuzesnachfolge – eine konkrete Anweisung

Die zwei ersten Evangelien berichten im Zusammenhang mit Jesu Aufbruch nach Jerusalem nicht nur Jesu erste Leidensweissagung (vgl. Mk 8,31; Mt 16,21), sondern auch Jesu Jüngerbelehrung:

„Wenn einer hinter mir her folgen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf [nicht: auf sich!] und folge mir!“ (Mk 8,34)

Wir sind es zwar gewohnt, das Wort von der Kreuzesnachfolge ganz allgemein auf die Nöte, Entbehrungen und Leiden der Jüngerschaft Jesu zu beziehen. Doch eben so konnten Jesu Hörer – vor Karfreitag! – dieses Wort nicht verstanden haben, da sowohl im Griechischen als auch im Hebräischen und Aramäischen zur Zeit Jesu eine derart übertragene Bedeutung der Wendung

„sein Kreuz aufnehmen“ nicht bekannt war. Wer damals vom „Kreuz-Aufnehmen“ sprach, hatte jenen Akt vor Augen, bei dem ein Verurteilter das Kreuz am Beginn des Weges zur Hinrichtung aufnahm. Nun war die Kreuzigung aber keine jüdische Strafe, sondern die traditionelle Hinrichtungsart der Römer. Jesus musste also sehr stark mit der Hinrichtung durch die Römer gerechnet haben. Doch weshalb? Gewiss nicht, weil er hätte fürchten müssen, von den maßgebenden Leuten wegen seiner Lehre an die Römer ausgeliefert zu werden, denn es war in seinem Volk nicht üblich, einen Lehrer deshalb zum Tode zu verurteilen, weil er in seiner Auslegung der Tora von der herrschenden Meinung abwich. Das Schlimmste, das ihn von Seiten seines Volkes treffen konnte, war die Bannung. Infolgedessen musste Jesus nie fürchten, wegen seiner Lehre an die Römer ausgeliefert zu werden.

6.3 Tempel – Ort der besonderen römischen Überwachung

Doch weshalb hielt es Jesus dann für möglich, von den Römern hingerichtet zu werden? Nach allem, was wir von Jesu wissen, hatte er nie an einen politischen Aufstand gedacht! Doch weshalb dann der Gedanke an die Kreuzigung? Es gab letztlich nur einen Fall, bei dem Jesus ernsthaft damit rechnen musste, in die Hände der Römer zu geraten: bei einer Aktion gegen den Tempel! Denn der Aufruhr, der dabei wohl entstehen würde, konnte in den Augen der Römer eine reale Gefahr darstellen (vgl. Apg 22,22-24). Da er diese Aktion aber nicht allein unternehmen würde, drohte auch denen die Hinrichtung, die ihn dabei begleiteten!

Schließlich fällt noch ein Drittes auf: Nach Markus, unserem ersten Evangelisten, muss Jesus seinen Jüngern auf dem Weg nach Jerusalem in einer derartigen Verfassung vorangeschritten sein, dass sie erschrecken und sich fürchteten (vgl. Mk 10,32). Dennoch hatten zumindest die Zwölf offensichtlich Gründe, sich schon vorweg um die besten, einflussreichsten Plätze neben Jesus zu bewerben (vgl. Mk 10,35-45).

6.4 Tempel – Ort der Manifestation von Jesu Kritik

Was war es wohl gewesen, das Jesus so „wild entschlossen“ nach Jerusalem hinaufzogen ließ und was erwartete sein engster Kreis? Bereits der erste Tag nach Jesu Ankunft in Jerusalem gibt die Antwort.

Es begann am Tag, nachdem Jesus sich im Tempel alles angesehen hatte (Mk 11,11). Er hatte sich Zeit genommen, um sein weiteres Vorgehen zu überlegen – und es sah nun so aus:

„Da kamen sie nach Jerusalem. Jesus ging in den Tempel und begann, die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben. Er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um.“ (Mk 11,15-16)

Damit hatte Jesus sich freilich nicht nur gegen irgendwelche Auswüchse im Tempel gewandt! Damit hatte Jesus vielmehr gezielt die Art und Weise attackiert, wie Israel offiziell seinen Glauben praktizierte.

a) Opfer als Teil des Gottesdienstes

Der Jerusalemer Tempel war – wie alle antiken Tempel – zu keiner Zeit ein Ort bloßen Gebets gewesen. Von Beginn an wurden im ersten und im zweiten Tempel Opfer dargebracht. Sich den Tempel als Ort „bloßen Gebets“ vorzustellen, war noch im Judentum der Zeitenwende unmöglich. Deshalb gehörten auch in den Augen von Jesu Zeitgenossen Käufer und Verkäufer ganz wesentlich zum Tempel. Wer sie vertrieb, legte einen unaufgebbaren Teil des Gottesdienstes lahm.

b) Geldgeschäfte am Tempel

Die Geldwechsler hatten am Rand des Vorhofs der Heiden einen sinnvollen Platz; denn sowohl die Tempelsteuer als auch die verschiedenen Opfergaben konnten nur in der sogenannten tyrischen Währung bezahlt werden. (Diese „tyrische Währung“ garantierte nicht nur Bildlosigkeit, sondern auch hochwertiges Silber!) Deshalb benötigten nicht nur die Juden aus der Diaspora, sondern auch die „Einheimischen“ die Dienste der Geldwechsler, wenn sie irgendeines der im Gesetz vorgeschriebenen und geregelten Opfer darbringen wollten.

In der Zeit vor dem Pessachfest hatten die Geldwechsler aber auch noch eine zweite Aufgabe wahrzunehmen. Sie hatten die noch ausstehende Tempelsteuer einzuziehen, weil von ihr die täglichen Sühnopfer des folgenden Jahres bezahlt wurden.

Damit stellte aber Jesu Vorgehen gegen die Geldwechsler in den Augen aller gläubigen Juden einen elementaren Angriff auf die Darbringung der individuellen und kollektiven Tempelopfer dar. Das wiederum macht verständlich, weshalb Jesu Angriff gegen die Geldwechsler zwangsläufig als Angriff gegen den Opferkult verstanden werden musste – nicht nur auf Seiten des „einfachen Volkes“, sondern auch bei den Schriftgelehrten und der gesamten Jerusalemer Priesterschaft.

6.5 Mögliche Gründe für Jesu aggressive Kritik im Tempel

Wenn wir uns an den ältesten Bericht halten, den wir im 12. Kapitel des Markus-Evangeliums vor uns haben, dann wurde Jesus in den Tagen seines letzten Jerusalemer Aufenthalts von einem durchgehenden Anliegen bewegt: Die Menschen sollten begreifen, dass Gott von ihnen etwas anderes erwartete als jene Dinge, die sie ihm bislang im Tempel „abliefern“. Israels Situation glich in Jesu Augen einem Weinberg, der von Winzern (d.h. Priestern und Theologen) bearbeitet wurde, die dem eigentlichen Besitzer aber nicht nur seinen Anteil vorenthielten, sondern sich auch den Weinberg am liebsten selbst aneignen würden (vgl. Mk 12,1-12).

Oder mit gegenwärtigen Augen gesehen und in heutiger Sprache ausgedrückt: Jesus hatte sich deshalb so entschieden gegen die Art und Weise gewandt, wie die Menschen seines Volkes unter Leitung der Jerusalemer Priesterschaft im Tempel ihren Glauben praktizierten, weil es nach seiner innersten Überzeugung einzig auf die Liebe ankommt, aus der heraus wir handeln und die wir bei unserem Tun einsetzen. Nur sie hat Dauer, wenn im Tod nicht sowieso alles aus ist.

Der Einsatz dafür hatte Jesus letztendlich das Leben gekostet – und zwar aus einem doppelten Grund:

- a) Die Wahrheit, auf die es Jesus angekommen war und die er seinem Volk vermitteln wollte, lässt sich auch in bester Absicht keinem Menschen mit Gewalt nahe bringen.
- b) Jesus musste sich letztlich der Auseinandersetzung stellen, die er selbst hervorgerufen hatte. Denn wer hätte ihn noch ernst genommen, wenn er nach seiner Provokation geflohen wäre?

Damit war das Leben Jesu freilich noch nicht am Ende.

7. Ostern – mit gegenwärtigen Augen betrachtet

Es liegt ohne Zweifel nahe, auch die Ostererzählungen, mit denen alle Evangelien ihren Bericht von Jesu Leben abschließen, tiefenpsychologisch zu interpretieren – als Phantasien, die von Jesu Jüngerinnen und Jünger zu Hilfe gerufen wurden, um den schmerzlichen Verlust ihres geliebten Meisters besser verarbeiten zu können, denn schließlich hatten sie aus der Gemeinschaft mit ihm einen ganz neuen Sinn und Halt für ihr Leben gefunden.

Was aber – meines Erachtens! – gegen eine solche Interpretation spricht, sind folgende Überlegungen:

7.1 Jesus – einer unter anderen „Gescheiterten“

Jesus war ja keineswegs der einzige gewesen, der in der damaligen Zeit im jüdischen Volk als Lehrer aufgetreten und aufgefallen war, der Menschen um sich versammelt hatte und zuletzt umgebracht worden war. Das widerfuhr auch dem sogenannten Lehrer der Gerechtigkeit, dem Gründer von Qumran, oder auch Johannes dem Täufer. Und dennoch waren weder die Qumranleute noch die Jünger des Täufers auf die Idee gekommen, in aller Öffentlichkeit zu verkünden, ihr Meister sei von Gott auferweckt worden. Eine solche Botschaft lag keineswegs in der Luft. Ja, sie war eigentlich undenkbar und von vornherein unglaubwürdig, weil alle in Israel, soweit sie überhaupt mit der Totenauferweckung rechneten, an eine kollektive Auferweckung glaubten – weshalb es durchaus verständlich ist, dass – wiederum! – die matthäische Gemeinde verkündete:

„Die Gräber öffneten sich [nachdem bei Jesu Tod der Vorhang im Tempel entzwei gerissen war, die Erde bebte, und die Felsen sich spalteten], und die Leiber vieler Heiligen, die entschlafen waren, wurden auferweckt. Nach der Auferstehung Jesu verließen sie ihre Gräber, kamen in die Heilige Stadt und erschienen vielen.“ (Mt 27,51-53)

Dass ein einzelner vorweg auferweckt werden könnte – das war nach damaliger Vorstellung undenkbar und bot sich daher auch kaum an, das erlittene Geschehen zu deuten.

Aus diesem Grunde würde ich gerne eine andere mögliche „Lesart“ der neutestamentlichen Osterberichte aufzeigen.

7.2 Jesu Abschiedsmahl - Beginn einer neuen Dimension

Den Schlüssel dazu bildet Jesu letztes Mahl, in dessen Verlauf Jesus den Seinen auf ganz außergewöhnliche Weise dokumentierte, wie sehr er ihnen gehörte – *„Nehmt, das ist mein Leib!“* (Mk 14,22) – und an dessen Ende er seinen Blick ganz deutlich nach vorn richtete, auf das große Mahl im vollendeten Reich Gottes (vgl. Mk 14,25)! Dadurch schenkte er ihrer Gemeinschaft eine neue, zukunftssträchtige Dimension – getragen und garantiert von jener zeit- und grenzenlosen Liebe, die im Vollzug dieses letzten gemeinsamen Mahles von Jesus her angebrochen war.

7.3 Berührung mit einer neuen Wirklichkeit

Angerührt von dieser Liebe hatten *„Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome“* (Mk 16,1) keine Ruhe gefunden, sodass sie sich so bald wie möglich auf den Weg machten, den Leichnam ihres geliebten Meis-

ters zu salben. Der innere Aufruhr aber, in dem sie sich nun schon seit Tagen befanden, brachte sie an den äußersten Rand ihrer Existenz – und eben so kamen sie mit jener Wirklichkeit in Berührung, die nach meiner Überzeugung, „jenseits“ von uns ist und unserem Leben seine eigentliche Höhe oder Tiefe verleiht. Diese andere Wirklichkeit aber nahm nun „im Herzen und im Kopf“ dieser drei Frauen, die bis dahin einzig denkbare überzeugende Form an: die Gestalt eines engelgleichen himmlischen Boten, der sie in ihrem Tiefsten überzeugte: Jesus lebt, und er wird sich ihnen dort zeigen, wo sie auch früher glücklich waren: in Galiläa (vgl. Mk 16,5-7).

7.4 Von der Sprachlosigkeit zur Verkündigung

Darüber im Kreis der übrigen Jüngerinnen und Jünger öffentlich zu sprechen, war für diese drei Frauen aber zunächst ebenso unmöglich, wie es für viele Menschen in der Vergangenheit unmöglich war, von dem zu berichten, was sie im Moment ihres Nahtoderlebnisses erlebt hatten: *„Da verließen sie das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemand etwas davon; denn sie fürchteten sich.“* (Mk 16,8)

Als sie dann aber ihre Sprachlosigkeit überwunden hatten und so zu den ersten Botinnen von Jesu Auferweckung wurden, veränderte sich die geistige Situation der übrigen Jünger in entscheidender Weise: Hatte man in Israel bis dahin nur die kollektive Auferstehung erwartet, wurde jetzt die „vorzeitige“ individuelle Auferweckung Jesu und damit die Fortsetzung ihrer bisherigen Gemeinschaft plötzlich denkbar. Oder anders ausgedrückt: Jenes grenzüberschreitende Erleben, das verschiedene Frauen und Männer im Jüngerkreis Jesu gleichermaßen gehabt hatten, da Jesu Tod sie innerlich an die äußerste Grenze ihrer Existenz gebracht hatte und das ihnen die Gewissheit vermittelt hatte: „Unser“ Jesus wurde uns durch den Tod keinesfalls geraubt! Er ist auch heute noch ganz real für uns da! – dieses innere Erleben wurde den Betroffenen in der Weise ausgedrückt, die für sie jeweils denkbar war: zuerst im Bild des himmlischen Boten, der das Unvorstellbare denkbar machte, und dann in der Weise, die diese Botschaft bestätigte, d. h. im Bild des Auferweckten selbst, der freilich oftmals erst mit der Zeit erkannt wurde.

Es war jene uns umgreifende und übersteigende Wirklichkeit gewesen, die einzelne Jüngerinnen und Jünger in einer begrenzten Zeit besonders intensiver Spannung erlebt hatten. Sie hatte in ihnen die Gewissheit hervorgerufen: Jesu Tod war nicht das sinnlose Ende seines Lebens und ihrer Gemeinschaft gewesen – und diese Gewissheit brachten sie in unterschiedliche Bilder, die ihnen ihr Herz und ihr Kopf anboten. Mit ihrer Hilfe erzählten sie einander

ihre Gewissheit und ordneten so das Chaos am Ende ihrer Gemeinschaft mit Jesus.

8. Die Bedeutung Jesu für uns heute

Was könnte also gerade mit heutigen Augen gesehen den Wert und den Gewinn des Lebens Jesu ausmachen, dessentwegen es für uns Menschen insgesamt ein Verlust wäre, wenn wir mit der Zeit das Leben Jesu aus den Augen verlieren würden?

8.1 Anklage oder Vertrauen

Jesus verdeutlicht, von welcher grundlegender Bedeutung es für unsere Welt-sicht ist, ob und welchen Raum wir ganz allgemein der Anklage in unserem Fühlen, Denken und Planen überlassen; denn solange wir irgendwelche Anklagen in uns und mit uns „herumtragen“, wird unsere Aufmerksamkeit durch Negatives und Misslungenes im Leben abgelenkt oder gar ganz blockiert.

Sind wir aber bereit, darauf zu vertrauen, dass dem Leben insgesamt die Vollendung geschenkt wird, weil daraufhin alles angelegt ist, dann werden wir viel leichter in unserer jeweiligen Welt die Möglichkeiten erkennen, die eine „heile Welt“ (biblisch gesprochen: das Reich Gottes) zur Folge hätten, wenn wir sie verwirklichen würden.

8.2 Leben als Probe aufs Exempel

Wir sind nach Jesu Beispiel keineswegs gezwungen, einfach zu glauben! Wir haben die Möglichkeit, die Probe aufs Exempel zu machen. Und wie? Indem wir uns im Vertrauen auf Jesu Botschaft mit Freunden und Freundinnen bewusst zusammen tun, um mit- und untereinander jenen Weisungen entsprechend umzugehen, die Jesus seiner Gemeinschaft gab, um in ihr die Gegenwart des Reiches Gottes zu schützen.

Wenn wir dann aus solch positiven Erfahrungen die Schwierigkeiten und die Möglichkeiten ernst nehmen, auf die wir bei unserer Lebensgestaltung stoßen, und wenn wir bei deren Lösung Geduld haben (im Wissen, Teil einer noch unabsehbaren Entwicklung zu sein), dann werden wir erkennen und es auch unsere Kinder lehren können, dass dieser Jesus von Nazaret ganz tief Recht hatte, als er mit der Botschaft auftrat:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“ (Mk 1,15)

Oder in der gegenwärtigen Sprache (der Autofahrer): „Leute, fahrt los! Grüner wird's nimmer!“



Dr. Meinrad Limbeck

ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.
e-mail: bibel@dioezese-linz.at

Jesus, wie hat man dich gesehen?

Jesusbilder im Laufe der Jahrhunderte

Günter Rombold

1. Bibeltext: Mk 8,27-33

²⁷Jesus ging mit seinen Jüngern in die Dörfer bei Cäsarea Philippi. Unterwegs fragte er die Jünger: Für wen halten mich die Menschen?

²⁸Sie sagten zu ihm: Einige für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für sonst einen von den Propheten.

²⁹Da fragte er sie: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Simon Petrus antwortete ihm: Du bist der Messias!

³⁰Doch er verbot ihnen, mit jemand über ihn zu sprechen. ³¹Dann begann er, sie darüber zu belehren, der Menschensohn müsse vieles erleiden und von den Ältesten, den Hohenpriestern und den Schriftgelehrten verworfen werden; er werde getötet, aber nach drei Tagen werde er auferstehen. ³²Und er redete ganz offen darüber.

Da nahm ihn Petrus beiseite und machte ihm Vorwürfe. ³³Jesus wandte sich um, sah seine Jünger an und wies Petrus mit den Worten zurecht: Weg mit dir, Satan, geh mir aus den Augen! Denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.

2. Bilder – Sprache der Religion

Die zahllosen Jesus-Bilder der letzten 1800 Jahre sind unmittelbarer Niederschlag der Überzeugungen, der Frömmigkeit und des Glaubens der Menschen. Damit stehen sie der Bibel nahe, sind oftmals ihr unmittelbarer Ausdruck, denn die Sprache der Bibel ist eine bildhafte. Wenn vom Zorn Gottes die Rede ist, vom Fisch, der Jona verschlungen hat, von den Weisen aus dem Morgenland, so sind das Bilder, die nicht wörtlich zu verstehen sind. Es ist grundsätzlich so, dass alles Sprechen über erfahrungstranszendente Wahrheiten ein Sprechen in Bildern und Symbolen ist. Darin unterscheidet sich die Religion von der Naturwissenschaft ebenso wie von der Geschichtswissenschaft. Die Bildersprache der Religion unterscheidet sich auch von der Begriffssprache der Dogmatik und der Dogmen. Diese ist nicht unmittelbarer Niederschlag des Glaubens, sondern der Reflexion über den Glauben. Sie stößt immer wieder an ihre Grenzen, weil sich Gott nicht auf den Begriff

bringen lässt. Bilder sind offen, lassen Platz für das Geheimnis. So dürfen wir sagen, dass wir mit den Bildern eine Sprache gefunden haben, die der Religion gemäß ist. Bilder haben oftmals auch einen Tiefgang, den wir gar nicht immer vermuten.

Es gibt in der Geschichte des Christentums Gotteswandlungen. Natürlich wandelt sich nicht Gott selbst, sondern unsere Vorstellungen von Gott wandeln sich. In den Bildern und Symbolen werden Erfahrungen von Gott vermittelt. Dies durch die Geschichte zu verfolgen, ist ein spannendes Abenteuer.

3. Die bildlose Zeit des Anfangs

Am Anfang stehen zwei Jahrhunderte, aus denen uns keine Jesusbilder erhalten sind. Die Christen lebten in einer Welt, die voll von oft sehr merkwürdigen Gottesbildern war. Daher hielten sie sich an das Bilderverbot des Alten Testamentes, das im Dekalog formuliert wurde:

„Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde. Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott.“ (Ex 20,4-5)

Dies ist kein Kunstverbot, sondern ein Kultbildverbot; es richtet sich gegen den Götzendienst, der damals weit verbreitet war. Das Bilderverbot sagt uns aber auch heute noch etwas sehr Wichtiges: Man darf die Gottesbilder nicht mit Gott verwechseln.

4. Das Christusbild des 3./4. Jhs. – der gute Hirte

Erst im 3. Jh. treten Jesusbilder auf. Das Jesusbild – oder eigentlich besser: Christusbild – ist das zentrale Gottesbild der Christenheit. Gleichzeitig ist es das Bild eines Menschen. In dieser Dialektik steht das Christusbild. Noch im 9. Jh. sagt *Johannes Damascenus*, man solle den Menschgewordenen darstellen, aber ein Bild des unsichtbaren Gottes sei verboten. Die ersten Bilder von Gottvater oder der Dreifaltigkeit (der Gnadenstuhl) tauchen erst im 12. Jh. auf, in großer Zahl im Barock.

Das wichtigste Christusbild des 3./4. Jhs. ist das Bild des guten Hirten, der das Lamm auf den Schultern trägt. Es ist das Bild des Retters, des Heilands, der die Menschen erlöst. Der Kirchenvater *Irenäus* sagt um 200: „Der Hirt der Geretteten ist der Gott mit uns, der auf die Erde herunterstieg und das



verlorene Schaf suchte, das doch sein eigenes Geschöpf war“. Die Christen haben das Bild des Hirten aus der antiken Kunst übernommen, aber mit einem neuen Inhalt gefüllt.

Meist begegnet Christus in jugendlicher Gestalt, so schon in der Callistus-Katakomben um 250. Noch ist die Darstellung künstlerisch höchst bescheiden; die Christen hatten kein Geld, um führende Künstler zu beschäftigen. Wie sehr sich die Situation der Christen nach Kaiser Kon-

stantin und erst recht nach Theodosius geändert hat, sehen wir auf dem Mosaik im Mausoleum der *Galla Placidia* (um 420: Sie war die Tochter des Theodosius und selbst Kaiserin, als sie Konstantius III. geheiratet hatte. Nach dem Tod ihres Mannes führte diese tatkräftige Frau die Regentschaft zugunsten ihres minderjährigen Sohnes.). Hier begegnet uns nun höchste Kunst: Auf dem Mosaik im Mausoleum sitzt Christus mit der Syrinx (Hirtenflöte) in der Hand, umgeben von lauschenden und weidenden Schafen.

Niemals wird in dieser Zeit die Kreuzigung dargestellt. Der Grund ist einsichtig: Die Kreuzigung galt als schändliche Strafe. Man wollte den christlichen Glauben keiner Missdeutung durch die Heiden aussetzen. Die älteste christliche Kreuzigungsdarstellung aus der Zeit um 420 befindet sich im Britischen Museum. Auf dem Elfenbeintäfelchen sieht man neben dem Gekreuzigten den Soldaten, neben Johannes und Maria den Verräter Judas, der sich erhängt hat.

5. Das Christusbild ab dem 5. Jh. – der König

Die zweite Periode des Christusbildes verherrlicht Christus als den Sieger, den König, den Mensch gewordenen Gott. Sie währte vom 5. bis zum 12. Jh. In der Apsis von San Vitale in Ravenna werden dem thronenden Christus zwei Personen von Engeln präsentiert: der Märtyrer *Vitalis* und der Bischof

Ecclesius von Ravenna, der das Modell der Kirche in Händen hält. Die Szene ist dem kaiserlichen Hofzeremoniell entnommen, der Einführung von Neu-lingen beim Kaiser. Mit welcher Ehrfurcht die Christen – und zwar bis hinauf zum Kaiser – damals Christus begegneten, zeigt ein Mosaik in der Hagia Sophia in Konstantinopel aus dem 9. Jh., wo Kaiser Leon VI. sich vor Christus niederwirft. Links und rechts davon sieht man oben Maria und einen Engel in einem Rundschild



Gewaltig ist der Pantokrator, der Allherrscher, der die Apsiden vieler Kirchen bis ins 12. Jh. beherrscht, mit dem Buch in der einen Hand und die andere zur Segensgeste erhoben (z. B. in Cefalu, Sizilien).

Ein viel verehrtes Bild dieser Zeit, das in zahlreichen Kopien überliefert ist, ist das Mandylion, das Tuchbild, das schon im 6. Jh. erwähnt wird. Es galt als ein „nicht von Menschenhand geschaffenes Bild“, als Abdruck des Antlitzes Christi, das in reiner Frontalität (ohne Ansatz des Halses oder der Schultern) dargestellt wird. Es tritt aus dem Goldgrund hervor, der das göttliche Licht bedeutet. Man kann es als das Urbild der Ikone verstehen, das in der Ostkirche die gleiche Vereh-

rung erfährt wie die Bibel und in die Liturgie integriert ist.

6. Das Christusbild ab 1200 – Jesus, der Mensch

Der größte Umbruch in der Geschichte des Christusbildes ereignete sich um 1200. Bis dahin ging es in erster Linie darum, die Göttlichkeit Jesu zu zeigen. Von nun an wird Jesus primär als Mensch dargestellt. Am Westportal der Kathedrale von Chartres begegnet uns Christus als Beau Dieu, als der schöne, ideale Gottmensch. Es ist jener Christustyp, der uns vertraut ist, Literarisch hat dies bereits *Bernhard von Clairvaux* (1090 – 1153) ausgesprochen: „Ich

kann Christus nicht schauen und nicht erforschen – ich spreche es nicht ohne Tränen aus – als den König in seiner Herrlichkeit, thronend über Cherubim, wie er auf hohem erhabenen Thron sitzt, in der Gestalt, in der er dem Vater gleich ist, ... als Gott bei Gott. So künde ich ihn wenigstens als Menschen – ich ein Mensch – in jener Gestalt, in der er sich unter die Engel erniedrigte ... Ich zeige mehr den Liebenswürdigen als den Erhabenen, wie ihn der Geist des Herrn sandte, den Armen die Frohe Botschaft zu künden.“ Hinter diesem Wandel steht eine geistesgeschichtliche Entwicklung von größter Bedeutung: die Wende zum Subjekt, zum Individuum, zum einzelnen Menschen.

a) Jesus als Handlungsmitte

Im Spätmittelalter hat das Christusbild durch neue spirituelle Bewegungen wesentliche Impulse erhalten. Hier ist an erster Stelle die franziskanische Bewegung zu nennen. Ihr hat *Giotto* künstlerischen Ausdruck verliehen. Bei ihm ist Christus nicht mehr größtmäßig von Engeln, Heiligen und den übrigen Menschen unterschieden – ja mehr noch, er wird in einen Handlungszusammenhang mit ihnen gebracht, wobei er das Zentrum bildet, von dem die Handlung ausgeht.

b) Andachtsbilder – der emotionale Schwerpunkt



Eine weitere spirituelle Bewegung, die starken Einfluß auf das Christusbild ausübt, ist die deutsche Mystik (um 1300). Durch sie wird das Gemüt besonders stark angesprochen. Es entsteht als ganz neue Bildgattung das Andachtsbild. Die wichtigsten Andachtsbildtypen sind die Pieta, der Schmerzensmann und die Christus-Johannes-Gruppe. Der Betrachter identifiziert sich mit Johannes, der sich an die Brust Jesu lehnt. Nun wird der einzelne Mensch mit seinen Freuden und Leiden wichtig. Der Übergang zur Neuzeit kündigt sich an.

c) Spätmittelalter - Passionsfrömmigkeit



In der Zeit der Mystik entwickelt sich eine tiefe Verbundenheit mit den Leiden Christi, in das sich die Menschen hineinversetzen. Der Passionschristus der Neumünsterkirche in Würzburg hat die Arme vom Kreuz gelöst, um die Nägel zu zeigen. Es ist zugleich eine Geste, als wolle er den Betrachter umarmen.

Von da an steht der leidende Christus im Mittelpunkt der spätgotischen Frömmigkeit und Kunst. Die Gefühlsspannungen, die in diesen Bildern zum Ausdruck kommen, werden gegen Ende des 15. und am Beginn des 16. Jahrhunderts immer stärker. Man schreckt nicht davor zurück, das Grausame der Passion und die Hässlichkeit der Schergen darzustellen. Den unüber-

bietbaren Höhepunkt bilden die Passionsbilder von *Aldorfer* und *Grünwald*. Der Isenheimer Altar stellt den Kranken des Siechenheimes die Passion in unüberbietbarer Eindringlichkeit vor Augen. Die Dornenkrone ist übergroß, der ganze Leib Christi ist mit Wunden übersät. Die Auferstehungstafel desselben Altares ist ein einziges Lichtwunder. Angesichts ihrer schrecklichen Krankheit muss dieses Bild den Kranken wie eine Verheißung der Seligkeit erschienen sein.

d) Renaissance – das Göttliche im ideal Menschlichen

Zur selben Zeit hat in Italien längst die Renaissance gesiegt. Sie findet das Göttliche im ideal Menschlichen. *Michelangelo* steigert die Gestalt Christi ins Gewaltige. In der Sixtinischen Kapelle ist er der Richter der Endzeit, vor dessen verdammender Geste Maria sich abwendet und ihr Gesicht verbirgt.

7. Reformation: Protest gegen Fehlentwicklungen

Der Bilderkult des Spätmittelalters führte zu Auswüchsen. Es entstehen höchst problematische Bilder, die bei durchaus hoher Qualität Ausdruck einer fehlgeleiteten Frömmigkeit sind. Auf einem Südtiroler Werk des *Hans Klocker*, das sich heute in Seckau befindet, wird Maria von drei gleich gestalteten Männern gekrönt, die man durchaus als Ausdruck eines Dreigötterglaubens

bens interpretieren kann (1507). Gegen Auswüchse dieser Art protestiert die Reformation. *Martin Luther* stellt das Wort über das Bild, das er aber keineswegs ablehnt. Bilder haben für ihn eine pädagogische Aufgabe: Sie sollen Glaubenswahrheiten veranschaulichen. Zusammen mit *Lukas Cranach* erarbeitet er das klassische lutherische Bild: die Gegenüberstellung von Gesetz und Gnade (1529). Der Paradiesesbaum teilt das Bild in zwei Hälften. Auf der linken Seite treiben Tod und Teufel den Menschen in die Hölle, auf der rechten Seite schenkt ihm der Blick auf den Gekreuzigten die Erlösung.

8. Barock – zwischen Totentanz und Himmelfahrt

Der barocke Mensch ist sich der Spannungen des Daseins zutiefst bewusst und versucht sie auszuhalten. In der Kunst finden sich Verherrlichungen des Lebens ebenso wie makabre Totentänze, krasser Naturalismus steht phantastischen Visionen gegenüber. Weniger bekannt als die zahlreichen Himmelfahrten sind die Passionsdarstellungen. Ich möchte zwei hervorheben:

- Zunächst finden wir da den Schmerzensmann von *Meinrad Guggenbichler* in St. Wolfgang. Er stellt den blutüberströmten Leib Christi mit großem Pathos dar.
- Im Gegensatz dazu ist der Christus an der Geißelsäule von *Rembrandt* in das tiefe Dunkel der menschlichen Existenz eingegangen. Er leidet in schrecklicher Einsamkeit und Verlassenheit.

In den beiden Bildern hat katholische und evangelische Frömmigkeit ihren charakteristischen Ausdruck gefunden.

9. Aufklärung – neue Wege

Ende des 18. Jhs. kommt es zu einem neuerlichen Bruch. Die Aufklärung wirkt auf den Glauben wie ein Schock. Das 19. Jh. flüchtet sich in viele süßliche Bilder, z. B. Herz-Jesu-Darstellungen. Doch es gibt auch den kühnen Versuch eines *Caspar David Friedrich*, neue Wege zu beschreiten. In seinem Tetschener Altar (1808, heute Dresden) malt er nicht die Kreuzigung, sondern ein Kreuz im Gebirge. Die Landschaft wird zum Träger einer religiösen Aussage. Der Maler selbst sagt: „Auf einem Felsen steht aufgerichtet das Kreuz, unerschütterlich fest wie unser Glaube an Jesum Christum. Immergrün, durch alle Zeiten während, stehen die Tannen um das Kreuz, wie die Hoffnung auf ihn, den Gekreuzigten.“ Das Kreuz ist dem Licht zugewendet, dessen Quelle für uns verborgen ist – ein Hinweis auf das letzte Geheimnis.

Ende des 19. Jh. führt einer der ganz Großen diese Linie auf seine Weise fort: *Vincent van Gogh*. Er hat eine Scheu, religiöse Themen in der überlieferten Ikonographie darzustellen. Aber er sagt: „Wenn ich hier bleibe, werde ich nicht versuchen, Christus in einem Olivengarten zu malen; vielmehr die Olivenerte, so wie man sie noch sieht, und wenn ich darin die wahren Verhältnisse der Gestalt auffasse, so kann man an jenes denken“ – also eine indirekte Christusbildung! Bei der Betrachtung des Bildes vom Sämann denken wir unweigerlich an das Gleichnis Jesu vom Sämann; die Sonne über ihm kann als religiöses Symbol gesehen werden, wie oftmals bei *van Gogh*.

10. Neuschöpfung des Christusbildes im 20. Jh.

Im 20. Jh. gibt es nicht viele, dafür aber sehr bedeutsame Christusbilder. Man kann von einer Neuschöpfung des Christusbildes sprechen. Dafür stehen Künstler wie *Lovis Corinth*, *Emil Nolde*, *Georges Rouault*, *Ernst Barlach*, *Christian Rohlf*s und *Alexej Jawlensky*.

a) Lovis Corinth

Ein erschütterndes Christusbild hat *Lovis Corinth* geschaffen. Es heißt „Der rote Christus“ und ist heute im Museum der Moderne in München zu sehen. Dieses 1922 geschaffene Bild ist der Höhepunkt der Auseinandersetzung Corinths mit der Christusthematik. Der blutüberströmte Leib des Gekreuzigten ist ganz in den Vordergrund und damit vor die Augen des Betrachters gestellt. Im Hintergrund sieht man Johannes und Maria, die Schächer werden ganz an den Rand des Bildes gerückt. Der römische Hauptmann stößt Christus die Lanze in die Seite, sodass Blut herausspritzt. Der Blutfarbe, die nicht nur den Körper, sondern auch den Himmel überzieht, stehen dunkle Verschattungen gegenüber. Das Antlitz Christi scheint im Schwarz zu ertrinken und man kann nicht sicher ausnehmen, ob der Gekreuzigte nach vorn auf den Betrachter oder nach oben blickt. Der Tod Jesu wird als Brutalität dargestellt, die nahezu außerhalb der menschlichen Dimension steht.

b) Emil Nolde

Auch *Emil Nolde* hat sich immer wieder mit biblischen Themen auseinander gesetzt. Besonders berührend ist sein Bild „Abendmahl“ (1909, heute in Kopenhagen). Jesus ist inmitten seiner Jünger dargestellt. Mitte des Bildes ist der Kelch, den er in Händen hält. Von seiner Gestalt geht Licht aus; der Augenblick der Wandlung ist ein mystisch-visionärer. Die Gesichter der Jünger sind von großer Innigkeit, die Farbigkeit der Gewänder bewegt sich zwischen Grün, Blaugrün und Blau und verstärkt den Eindruck des Wunderbaren. Die-

ser visionäre Christus bindet die Jünger zu seiner Gemeinschaft zusammen. Dies ist eines der großen spirituellen christlichen Bilder.

c) Alexej Jawlensky

Alexej Jawlensky hat in seinem Spätwerk immer wieder das menschliche Gesicht dargestellt, allerdings in abstrahierender Weise, zurückgeführt auf geometrische Grundfiguren. Dass dahinter auch ein religiöses Anliegen stand, hat er in einem Brief an seinen Freund, *Pater Willibrord Verkade*, so ausgedrückt: „Dann war mir notwendig, eine Form für das Gesicht zu finden, da ich verstanden hatte, dass die große Kunst nur mit religiösem Gefühl gemalt werden soll. Und das konnte ich nur in das menschliche Antlitz bringen. Ich verstand, dass der Künstler mit seiner Kunst durch Formen und Farben sagen muss, was in ihm Göttliches ist ... Kunst ist Sehnsucht zu Gott.“

Wenn wir das Bild „Karfreitag“ aus dem Jahr 1937 betrachten, so sehen wir schwarze Streifen, die Augen, Nase und Mund andeuten. Dahinter leuchtet Rot und Blau auf – es ist, als würde hinter dem düsteren Passionsantlitz bereits der Ostermorgen aufglücken.

11. Religionskritische Bilder der Moderne

Es wäre unehrlich, wenn wir verschweigen würden, dass es in der Moderne auch religionskritische Bilder gibt. Eines der bedeutendsten ist sicher das Bild „Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen“ von *Max Ernst* (1926, heute in Köln). Eine Interpretation des Bildes wird beachten müssen, dass es auf vielerlei anspielt. Man kann drei Bedeutungsschichten unterscheiden:

- Erstens setzt sich Max Ernst mit der Kunstgeschichte auseinander. Maria wird als mächtige Frau dargestellt. Ihr Gewand trägt die alten Marienfarben Rot und Blau. Das übergroße Jesuskind spielt auf Darstellungen des Manieristen *Parmigiannino* an, die auch eine stark erotische Note haben.
- Auf einer zweiten Ebene ist das Bild religionskritisch oder – um es frei heraus zu sagen – blasphemisch. Maria versohlt ihrem Sprössling das Hinterteil – so respektlos wird man es wohl ausdrücken müssen. Der Heiligenschein ist dem Kind abhanden gekommen – er ist zu Boden gefallen. Die drei Männer, die die Szene mit blasierten Gesichtern betrachten, sind die führenden Surrealisten, *Breton*, *Elouard* und *Max Ernst* selbst.
- Auf einer dritten Ebene verwandelt sich das Bild in Gesellschaftskritik. Der Künstler kritisiert Erziehungsmethoden, die mit angeblich christlichen Motiven gerechtfertigt werden: „Wer seinen Sohn liebt, züchtigt ihn.“ (be-

zunehmend auf Spr 3,12) So war es dem Künstler selbst als Kind ergangen.

Zuletzt sei noch auf Werke von zwei bedeutenden österreichischen Künstlern der Gegenwart hingewiesen:

a) Alfred Hrdlicka: Abendmahl-Emmaus-Ostern

Das Abendmahl-Emmaus-Ostern-Bild von *Alfred Hrdlicka* wurde für die Evangelische Kirche in Berlin-Plötzensee geschaffen. Dieses Gemeindezentrum erinnert an die 3000 Gegner des Nationalsozialismus, die in einem Schuppen unweit der jetzigen Kirche hingerichtet wurden: zuerst durch das Handbeil, dann durch die Guillotine, zuletzt durch Erhängen an Fleischerhaken.

Hrdlicka hat 1972 für diese Kirche 16 lebensgroße Bilder aus Graphit und Kohle geschaffen. Eines davon zeigt einen Gefangenen im Henkerschuppen, auf den Licht von oben fällt und der den Mitgefangenen das Brot bricht. Links wird er zur Hinrichtung abgeführt. Über der Szene die Traverse mit den Fleischerhaken. Das Bild verweist auf das Wort Jesu:

„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20)

Das gilt auch für den Henkersschuppen in Plötzensee. Anzumerken ist, dass *Hrdlicka* sich als Atheisten bezeichnet. Für ihn ist Jesus nicht der Christus, sondern ein Bruder im Leiden, in Standhaftigkeit und Protest.

b) Arnulf Rainer: Weinkruzifix

Das „Weinkruzifix“ von *Arnulf Rainer* hat eine merkwürdige Geschichte: Es wurde 1957 für eine Kapelle in der Grazer Hochschulgemeinde geschaffen, kam aber später in den Kunsthandel, wo Rainer es zurückkaufte und neuerlich übermalte. 1978 wurde es vollendet und befindet sich heute in der Tate Gallery in London.

Das Kreuz erscheint hier als vielfältiges Symbol. Rote Farbe rinnt in Strömen herunter und gemahnt an Blut. Darin sind Trauben als Kreise angedeutet als Erinnerung, dass das Bild ursprünglich ein Altarkreuz war und somit in Verbindung mit der Eucharistiefeier gesehen wurde. Die Kreuzfigur ist mit dicker schwarzer Farbe übermalt. Der Querbalken neigt sich nach beiden Seiten, was an eine Waage erinnern mag. Der senkrechte Balken ist in der Mitte verbreitert, als wäre dort der Corpus verborgen. Der Titel „Weinkruzifix“ spielt darauf an, dass das Blut wie Tränen herabrinnt. Er erinnert aber auch an den mittelalterlichen „Christus in der Kelter“, an dem der Wein wie Blut heraufspritzt. Dieses Bild ist

ein Hauptwerk von Rainer, der sich immer wieder mit Christus auseinandergesetzt hat. In einem Interview mit Pater *Mennekes* hat er gesagt: „Er (gemeint ist Jesus) entzieht sich mir, wenn ich ihn darstelle. Er ist vielleicht da in einer angedeuteten, verlöschten, fragmentarischen Weise. In gewissen Zeichen. Und doch entzieht er sich auch dort.“ Damit bekennt sich Rainer als Mensch der Gegenwart, als Fragender und Suchender.

12. Resümee

Auch für uns sind die vielen Christusbilder von 1800 Jahren Zeugnisse einer Faszination, die uns nicht mehr loslässt. Uns mit ihnen auseinander zu setzen eröffnet uns die Chance, unser eigenes Christusbild zu beleuchten und es immer wieder neu zu hinterfragen.



DDr. Günter Rombold

ist em. Hochschulprofessor an der Kath. Theol.
Privatuniversität Linz.
Betlehemstr. 20, 4020 Linz
e-mail: bibelwerk@dioezese-linz.at

Jesus, wer bist du für uns heute?

Bedeutung Jesu für Kirchen und Gesellschaft

Franz-Josef Ortkemper

1. Bibeltext: Mt 28,16-20

¹⁶Die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, den Jesus ihnen genannt hatte. ¹⁷Und als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder. Einige aber hatten Zweifel.

¹⁸Da trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. ¹⁹Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, ²⁰und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

2. Was wollte Jesus wirklich?

Johann Wolfgang Goethe war zutiefst erschrocken, als er zum ersten Mal einen Lexikonartikel über seine eigene Person fand. Er war erschrocken, weil er sich spontan gefragt hat: Diese paar nüchternen Fakten, die da aufgezählt werden, geboren am 28. 8. 1749 in Frankfurt/Main, Stationen seines Lebens, Werke, ... - das bin doch nicht ich! Von dem, was mir wichtig war, was ich gedacht und gewollt habe, was mein Anliegen war, steht ja überhaupt nichts da! Kein Wort!

Immer wieder versuchen alle möglichen Leute uns weiszumachen, über Jesus wüssten wir so gut wie nichts Sicheres. Wir wüssten nicht, in welchem Jahr genau er geboren wurde, wo genau er geboren wurde (beides ist tatsächlich richtig). Doch, was bedeutet das schon? Über das, was Jesus wollte, was sein Anliegen war, wofür er eingestanden ist, geben uns die Evangelien mit aller wünschenswerten Sicherheit Auskunft.

Ich möchte an fünf Dinge erinnern, die deutlich zeigen, was Jesus wollte, wofür er stand.

2.1 Jesu Gleichnisse: Bilder von Gott

Jesus war ein genialer Gleichniserzähler. In den Evangelien finden wir unglaublich gut erzählte Geschichten von einer sprachlichen Klarheit und Schönheit, wie wir sie in der Umwelt Jesu vergeblich suchen.

Nehmen wir das Gleichnis vom barmherzigen Vater (Lk 15,11-32). Der junge Mann hat sein Erbe verschleudert. Er hat es zu nichts gebracht. Er steht mit leeren Händen da. Eine verkrachte Existenz. Der Vater schließt ihn in die Arme. Ohne Vorwürfe. Er gibt dem Sohn die Chance, neu anzufangen – ganz neu. Jesus spricht hier in einer Weise von Gott, die geradezu atemberaubend ist. Ein Gott, voller Sympathie für uns Menschen. Ein Gott, der immer wieder Neuanfänge möglich macht.

Wie entlastend könnte das sein, wenn wir an einen solchen Gott glauben könnten! Wie entlastend könnte das sein für Menschen, deren Lebenspläne misslungen sind, die sich sagen müssen: Ich habe nicht das gebracht, was ich mir einmal zugetraut hatte, habe nicht das erreicht, was ich mir vorgenommen hatte. Wie entlastend könnte das für Menschen sein, deren Leistungskurve sinkt oder die schlicht entlassen werden, weil sie zu alt sind und die Leistung nicht mehr bringen, die man von ihnen erwartet. Wie entlastend könnte es in solchen Situationen sein zu wissen: Nicht meine Leistung entscheidet am Ende darüber, ob mein Leben einen Sinn hatte, ob ich wertvoll bin. Nicht das, was ich bringe, was ich vorzuweisen habe, wird am Ende entscheidend sein. Entscheidend ist, dass Gott mich annimmt, mich schätzt und liebt. Gott ist wie der Vater in dieser Geschichte. Seine Liebe gilt auch mir!

Genau das ist der Kern dessen, was in den letzten Jahren unter dem Stichwort „Rechtfertigungslehre“ so leidenschaftlich diskutiert worden ist: Nicht das, was wir leisten, macht den Wert unseres Lebens aus – er ist uns geschenkt, gratis, was ganz wörtlich übersetzt heißt: aus Gnade. Das alles heißt natürlich nicht, wir sollten gar nichts leisten. Jesus erzählt das Gleichnis von den Talenten (Mt 25,14-30), wo der eine Knecht sein Talent vergräbt und gar nichts daraus macht. Es macht ja Spaß, etwas zu leisten, seine Kräfte zu testen, zu gebrauchen und einzusetzen. Die Botschaft Jesu ist nicht ohne Spannungen. Aber gerade diese Spannungen halten sie im Gleichgewicht.

Ich soll etwas im Leben leisten, darf meine Kräfte einsetzen, darf Freude daran haben, wenn mir etwas gelingt. Aber ich muss nicht verbissen denken: Du musst etwas leisten, musst perfekt sein, musst möglichst hoch hinaus. Nein, mein Leben ist in sich wertvoll, weil Gott es wertschätzt, und aus dieser Sicherheit heraus darf ich mein Leben wagen und riskieren – und es verliert nicht seinen Sinn, wo mir etwas misslingt, wo Pläne sich als unerreichbar er-

weisen. Es verliert nicht seinen Sinn, wenn ich brutal auf meine Grenzen stoße und auch dann nicht, wenn ich älter werde und meine Leistungskurve sinkt.

Als Stein des Anstoßes sei noch an das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg erinnert (Mt 20,1-15) – ein über alle menschliche Vorstellungskraft hinaus gütiger, überraschend großzügiger Gott. Ein Gleichnis, das viele von uns ärgert.

Jesus fasst sein Grundanliegen bündig in der Antwort auf die Frage nach dem wichtigsten Gebot zusammen, wo er antwortet:

„Das Erste ist: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft. Als Zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden.“ (Mk 12,28-34)

Hier knüpft Jesus an alttestamentliche Vorgaben an. Im Zusammenschluss von Dtn 6,5 und Lev 19,18 hat man etwas sehen wollen, was Jesus über das Judentum hinaushebt. Hier sollte man zurückhaltender urteilen. In einer jüdischen Schrift, im Testament des Issachar, heißt es in 5,2:

„Liebt den Herrn und den Nächsten, des Schwachen und Armen erbarmt euch“.

Philo von Alexandrien sagt es noch deutlicher:

„Und es gibt sozusagen zwei Grundlehren, denen die zahllosen Einzellehren und -sätze untergeordnet sind: In Bezug auf Gott das Gebot der Gottesverehrung und Frömmigkeit, in Bezug auf die Menschen das der Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit.“ (spec.leg. 2,63)

Jesus schöpft ganz und gar aus jüdischen Quellen – weswegen man ihm das Wort nicht von vornherein absprechen muss! Man darf dem historischen Jesus nicht nur „Originelles“ zuschreiben! Eigentlich eine Selbstverständlichkeit – aber wie lange wurde sie missachtet!

2.2 Jesu Wunder: Gott auf der Seite der Armen

Spiegeln diese Gleichnisse eine weltfremde Idylle? Sind sie Wunschdenken? Jesus hat die Botschaft dieser Gleichnisse durch sein Verhalten erfahrbar gemacht, „bewahrheitet“. Er findet sich immer wieder an der Seite gesellschaftlich ausgegrenzter Menschen. Wenn es überhaupt etwas historisch Zuverlässiges im Leben Jesu gibt, dann sind es seine Mahlzeiten mit Zöllnern und Sündern (vgl. Mk 2,13-17).

Auch ein anderer Text spiegelt – da völlig unerfindbar – Historisches wider:

„Johannes ist gekommen, er isst nicht und trinkt nicht, und sie sagen: Er ist von einem Dämon besessen. Der Menschensohn ist gekommen, er isst und trinkt; darauf sagen sie: dieser Fresser und Säufer, dieser Freund der Zöllner und Sünder!“ (Mt 11,18-19)

Dieses Wort wie auch das vorangehende Gleichnis von den zankenden Kindern (vgl. Mt 11,16-17) ist sehr alt. Mit den Sündern Mahl zu halten machte damals vermutlich noch mehr als heute (in unserer terminüberhäuften Zeit) spürbar: Jesus sucht Gemeinschaft mit ihnen, erweist ihnen Respekt und Achtung.

Jesu Verhalten wurde damals als skandalös empfunden. Immer wieder muss er es verteidigen. Das spiegelt ein Wort wie Mk 2,17:

„Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten.“

Jesus will „heilen“, nicht nur im körperlichen, sondern im ganzheitlichen Sinn. Auch hinter Jesu Verhalten gegenüber der Ehebrecherin (Joh 7,53-8,11), die die Schriftgelehrten und Pharisäer vor ihn hinschleppen, steht eine historische Erinnerung aus dem Leben Jesu. So war er! Die Perikope wurde erst später in das Johannesevangelium eingefügt. Das könnte auch damit zusammenhängen, dass dieser Text nur schwer akzeptiert wurde. Gerade ein solcher Widerstand gegen eine Jesus-Tradition gilt in der kritischen Forschung als Kriterium historischer Zuverlässigkeit (Übrigens wurde diese Szene besonders häufig in der Kunst dargestellt – ein Zeichen, als wie eindrucksvoll sie bis heute empfunden wird).

In diesen Zusammenhang gehören die Heilungswunder, die im Kernbestand historisch sind (wie immer wir uns die Wunder im einzelnen vorstellen mögen – ganz sicher hat hier auch die Ausstrahlungskraft seiner Person mitgewirkt). Die Kranken, Behinderten, Aussätzigen waren damals oft gesellschaftlich ausgegrenzt. Krankheit galt als Strafe Gottes für begangene Schuld. Besonders in Fällen von geistiger Behinderung oder schweren psychischen Auffälligkeiten glaubte man das Wirken böser, dämonischer Kräfte zu spüren. Jesus teilt solche Vorurteile nicht. Er geht auf diese Menschen zu, bemerkt sie und nimmt an ihrem Leid teil.

Jesu heilende Tätigkeit ist in der Evangelientradition bis hinein in die Apostelgeschichte breit bezeugt. In der Erzählung vom ersten Auftreten Jesu in seiner Heimatstadt Nazaret heißt es:

„Und er konnte dort kein Wunder tun; nur einigen Kranken legte er die Hände auf und heilte sie.“ (Mk 6,5)

Diese kurze Bemerkung zeigt, wie der allgemeine Eindruck war, den Jesus auf seine Zeitgenossen gemacht hatte (ähnlich übrigens Apg 2,22).

Aufschlussreich ist Mk 3,22:

„Die Schriftgelehrten, die von Jerusalem herabgekommen waren, sagten: Er ist von Beelzebul besessen; mit Hilfe des Anführers der Dämonen treibt er die Dämonen aus.“

Seine Gegner vermögen das exorzistische Wirken Jesu nicht zu bestreiten, sie versuchen aber, es negativ zu deuten.

Auf den historischen Jesus geht mit ziemlicher Sicherheit das folgende Wort zurück:

„Wenn ich aber die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen.“ (Lk 11,20)

Wo Heilung geschieht, Menschen von dämonischen Mächten befreit werden, da wird Gottes Herrschaft anschaulich, spürbar, gegenwärtig. Schon Jesus selber deutet seine Wunder „symbolisch“!

Alles bisher Gesagte ist zusammengefasst in dem, was Jesus die „Gottesherrschaft“ nennt. In seinem Verhalten wird die Gottesherrschaft erfahrbar. Das Wort von der Gottesherrschaft wirkt auf den ersten Blick abstrakt und blass; im Verhalten Jesu wird es vorstellbar und konkret. Entsprechend lautet das – die Predigt Jesu im Markusevangelium – eröffnende Jesuswort ganz programmatisch:

„Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15)

Das Wort ist wohl eine Schöpfung des Markus – doch zugleich eine treffende Zusammenfassung des Anliegens Jesu. Ein Beispiel, wie ein historisch nicht „echtes“ Jesuswort dennoch das Anliegen Jesu trifft.

Zu den bevorzugten Anwärtern der Gottesherrschaft gehören die Armen, Hungernden, Weinenden (Lk 6,20-21: „Selig, ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes ...“). Man könnte das Wort von der Gottesherrschaft auch so umschreiben: Gott ist zum Heil der Menschen entschlossen. Charakteristisch für Jesus ist die Bevorzugung der Armen, die „Gesellschaft Jesu“ waren die vom Leben Betrogenen, Mittellosen, Kranken, Behinderten, gesellschaftlich Ausgegrenzten, schuldig Gewordenen (z. B. Zöllner, Dirnen). Wenn Jesus die Armen, Hungernden und Weinenden selig preist, dürfen wir solche Aussagen nicht vorschnell spiritualisieren. Jesus steht hier ganz in prophetisch jüdischer Tradition, in der Tradition alttestamentlicher Armenfrömmigkeit. In der großen Achtung Jesu den Armen gegenüber zeigt sich, was Gottesherrschaft konkret bedeutet: Wo Gottes Herrschaft zum Zuge kommt, wird der

Mensch heil. Hier hat die Botschaft Jesu durchaus auch politische, „revolutionäre“ Züge. Wenn es in den letzten Jahrzehnten gelungen ist, die Befreiungstheologie Lateinamerikas mit der „Option für die Armen“ teilweise mundtot zu machen, so scheint mir das angesichts der Verkündigung und Lebenspraxis Jesu ein mehr als zweifelhafter Erfolg.

2.3 Jesu bedürfnisloser Lebensstil

Jesus hat sehr unkonventionell gelebt. Die Evangelien interessieren sich vor allem für den jungen Mann, knapp dreißig Jahre alt, der als Wanderprediger durch das Land zieht: ohne festen Wohnsitz, arm, bedürfnislos, wohl kaum immer im wallenden blütenweißen Gewand wie in so manchem Jesusfilm. Er lädt junge Leute ein, mit ihm zu gehen, Männer und Frauen. Da sagt Jesus zu einem reichen Mann:

„Geh, verkaufe, was du hast, gib das Geld den Armen, und du wirst einen bleibenden Schatz im Himmel haben, dann komm und folge mir nach!“ (Mk 10,21)

Schon der Evangelist Lukas hat mit dieser Radikalität Jesu seine Schwierigkeiten gehabt. In seiner Gemeinde gab es offensichtlich eine Menge reicher Leute, die sich natürlich die Frage stellten: Sollen wir nun alles verkaufen, unser Haus und unseren Besitz? Müssen wir auch so bedürfnislos und arm wie Jesus leben? Geht das überhaupt? Lukas kommt für sich zu der Lösung: Ihr dürft euren Besitz behalten, aber ihr müsst großzügig und reichlich abgeben und teilen mit denen, die ärmer sind. Auch die spätere Kirche steht bis heute immer wieder verlegen vor solchen Worten Jesu da – und ich selber tue es auch.

Jesus ist auch in die Häuser der Reichen gegangen, ließ sich einladen, aß und trank mit ihnen offenbar sehr gern. Er hat die Reichen nicht einfach abgeschrieben. Da ist sie nun wieder diese Spannung, die man nicht einfach auflösen kann.

Aber er selber lebte bedürfnislos und arm. Und das ist irritierend – bis heute. Seine Lebenspraxis stellt Fragen – bis heute: Sind Reichtum, Besitz, Wachstumsraten wirklich alles? Ein Leitartikel zum Weihnachtsfest schloss so:

„Die Fragen nach dem Sinn von Arbeit und Produktion, nach den Grenzen der Macht, dem Wesen des Fortschritts und dem Zuschnitt der Gesellschaft müssen neu gestellt werden. Erst die Negierung (Leugnung) einer höheren Macht hat die totalitäre Macht des Menschen möglich gemacht. Die ausschließliche Diesseitigkeit, der totale Positivismus, der sich nur mit der Oberfläche der Dinge beschäftigt und jede Tiefendimension vermissen lässt,

kann als einzige Sinngebung auf die Dauer nicht befriedigen. Und auch für den Staat reicht die Konzentration auf wirtschaftliche Erfolge als raison d'être (Daseinsberechtigung) nicht aus ... Denn es gibt eine tiefere Wirklichkeit als die Realität, eine höhere Weisheit, als die Schulbücher lehren, und eine größere Befriedigung, als materielle Erfolge zu bieten vermögen.“ (Marion Gräfin Dönhoff, Die Zeit, 22.12.99, Seite 1)

Genau das hat Jesus gewusst: Das Materielle allein, Besitz allein, kann unsere tiefe Sehnsucht nach Sinn nicht stillen. Unsere Sehnsucht greift weit darüber hinaus. Und wo in einer Gesellschaft sich alles nur noch um Wachstum und Wirtschaftlichkeit dreht – da liegt die Unmenschlichkeit auf der Lauer.

2.4 Jesu provozierende Freiheit

„Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.“ (Mk 2,27)

Ein Satz von souveräner Freiheit und Weite! Offenbar haben schon die Evangelisten Matthäus und Lukas mit diesem Satz ihre Schwierigkeiten gehabt. Sie haben ihn nämlich nicht weiter überliefert.

Bei *Karl Barth* habe ich eine heitere Anekdote gefunden: An der Nordseeküste tobt eine heftige Sturmflut. Der Deich droht zu brechen. Man müsste ihn dringend verstärken. Doch es ist Sonntag. Die kleine Dorfgemeinde ist streng protestantisch. Der Pfarrer ruft seinen Kirchenvorstand zusammen. Er möchte den Leuten goldene Brücken bauen und erinnert an Jesus, wie auch er das Sabbat-Gebot übertreten hat und er verweist ebenfalls auf diesen Satz aus dem Markusevangelium. Da meldet sich ein älterer Kirchenvorsteher zu Wort und sagt: „Herr Pfarrer, ich muss es endlich einmal sagen, die Frage beschäftigt mich schon lange. Ist unser Herr Jesus nicht manchmal reichlich liberal gewesen?“

Diese Geschichte zeigt, welchen Sprengstoff ein solches Jesuswort enthält. Es hört sich ja zunächst ganz harmlos an, und es ist auch harmlos, solange man es in seiner Vergangenheit belässt. Doch sobald man es in die Gegenwart überträgt, wird es plötzlich brandaktuell.

Das Sabbatgebot war und ist ein sehr menschenfreundliches Gebot. Wir können heute kaum noch ermessen, welche Wohltat es für die Menschen der damaligen Zeit bedeutet hat, als es noch keinen Anspruch auf Urlaub und freie Tage gab. Wenigstens an einem Tag der Woche war man vom Druck der Arbeit befreit. In den Zehn Geboten wird ausdrücklich dazugefügt: Auch die Knechte und die Abhängigen sollen ausruhen dürfen. Für die Menschen damals war das ein zutiefst menschenfreundliches Gebot, und das ist es auch

heute noch: die Wohltat eines gemeinsam begangenen freien Tages der Arbeitsruhe. Für einen Tag ohne schlechtes Gewissen aus dem oft zermürbenden Alltag aussteigen dürfen. Eine Wohltat ist es. Aber in dem Moment, wo ein solches Gebot der Freiheit im Weg steht, wo es die Menschlichkeit nicht mehr fördert, sondern verhindert, verliert es seinen Sinn. Und Jesus setzt sich souverän darüber hinweg. Wo solch ein Gebot zum Selbstzweck wird, wo man nicht mehr den Menschen im Mittelpunkt sieht, sondern das Gebot, da spiegelt es nicht mehr den Willen Gottes, sondern die Unbeweglichkeit der Menschen. In Mk 3,1-6 lesen wir:

„Als er ein andermal in eine Synagoge ging, saß dort ein Mann, dessen Hand verdorrt war. Und sie gaben acht, ob Jesus ihn am Sabbat heilen werde. Sie suchten nämlich einen Grund zur Anklage gegen ihn. Da sagte er zu dem Mann mit der verdorrten Hand: Steh auf und stell dich in die Mitte. Und zu den anderen sagte er: Was ist am Sabbat erlaubt, Gutes zu tun oder Böses, ein Leben zu retten oder es zu vernichten? Sie aber schwiegen. Und er sah sie der Reihe nach an voll Zorn und Trauer über ihr verstocktes Herz und sagte zu dem Mann: Streck deine Hand aus. Er streckte sie aus und seine Hand war wieder gesund. Da gingen die Pharisäer hinaus und fassten zusammen mit den Anhängern des Herodes den Beschluss, Jesus umzubringen.“

Vor Jesus steht ein kranker Mann und nichts berechtigt dazu, diesen kranken Menschen auch nur einen Tag länger in seiner Not zu belassen – selbst wenn Sabbat ist! Es ist aber auch von der Reaktion der damaligen Theologen die Rede. Sie sehen die Grundfesten der Religion ins Wanken geraten. Es kommt zum tödlichen Konflikt. Am Ende heißt es:

„Da gingen die Pharisäer hinaus und fassten zusammen mit den Anhängern des Herodes den Beschluss, Jesus umzubringen.“ (Mk 3,6)

Wir wären heute vielleicht geneigt zu sagen: Wegen solch einer Lappalie? Doch in den Augen der damaligen Gottesgelehrten standen heilige Prinzipien auf dem Spiel. Und wir dürfen diese Leute nicht voreilig karikieren. Es steckt eine Menge Ernsthaftigkeit dahinter. Sie wollten den Willen Gottes ohne jeden Abstrich respektieren. Wir machen diese Leute in unserer üblichen christlichen Auslegung viel zu schnell zu Karikaturen. Tun wir es vielleicht deshalb, um uns selber den Anspruch dieser Geschichte zu ersparen? Ich habe einmal das Wort gefunden: „Die Juden haben den Sabbat gehalten - der Sabbat hat die Juden gehalten.“

Und doch liegen diese Leute in Jesu Augen falsch. Das Sabbatgebot gilt auch für Jesus. Aber der Mensch gilt mehr. Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.

Das ist ein Wort souveräner Freiheit, ein Wort voller Sprengstoff, auch für unsere heutige Kirche! Übertragen wir es einmal auf ein heute heiß diskutiertes, bedrängendes Problem. Da ist die klare kirchliche Weisung der Unauflöslichkeit der Ehe. Sie gründet sich auf ein eindeutiges Wort Jesu, an dem nicht zu rütteln ist. Sie ist innerlich zutiefst sinnvoll und menschlich. Menschen, die einander lieben, möchten nichts sehnlicher, als dass ihre Liebe bleibt, dass ihre Beziehung Bestand hat, dass sie in Frieden miteinander alt werden können. Natürlich ist das so. Ich habe dies in all meinen Jahren als Pfarrer bei zahlreichen Brautgesprächen nie anders erlebt. Alle – ohne jede Ausnahme – hatten diesen tiefen Wunsch: Wir möchten zusammenbleiben. Wir möchten es besser machen, als viele andere. Da war gewiss oft die ängstliche Frage, ob man das denn schaffen werde, aber die Sehnsucht nach dem Bestand der Liebe war bei allen da.

Also auch hier, wie beim Sabbatgebot: ein zutiefst menschliches Gebot, das unseren innersten Wünschen und unserer innersten Sehnsucht entspricht. Es ist in sich sinnvoll und stimmig. Und doch kann es Situationen geben, wo seine strenge und schematische Anwendung nicht hilft und heilt, sondern zur unerträglichen Last wird und Wunden reißt. Und genau das wäre die Frage, die dieser Evangeliumstext an uns stellt: Haben wir das als Kirche und Gemeinde schon überzeugend geschafft, auf der einen Seite die klare Weisung Jesu ernst zu nehmen, die Eheleute zur unbedingten Treue ermuntert, aber auf der anderen Seite die Praxis der Barmherzigkeit Jesu genauso ernst zu nehmen, mit der er gescheiterten Menschen immer wieder begegnet ist? Dieser Barmherzigkeit sind wir mit der gleichen Unbedingtheit verpflichtet.

Jesus zeigt in seinem Verhalten eine wunderbare innere Freiheit und Sicherheit und eine große Menschenliebe. Er hat den Konflikt mit den damaligen religiösen Autoritäten nicht gescheut. „*Der Sabbat ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Sabbat.*“ Mit diesem provozierenden Satz hat er die Autoritäten damals herausgefordert und wegen solcher Ansichten wurde er hingerichtet.

Woher nimmt Jesus diese Freiheit? Woher nimmt er das Recht, sich über die geheiligte Ordnung, über das Gesetz des Mose, ja über das Wort Gottes selbst hinweg zu setzen? Denn genauso haben die Damaligen das empfinden müssen. In den Evangelien wird immer wieder deutlich: Es ist seine ganz tiefe Verbundenheit mit Gott selbst, sein tiefes Vertrauen und seine unbeirrbar Zuversicht, ganz mit Gott im Einklang zu sein. Und darum kann er vollkom-

men sicher und ruhig seinen Standpunkt vertreten und leben. Gottes Wille ist das Wohl des Menschen. Die große Menschenliebe, die so viele in der Nähe Jesu hat aufatmen lassen, kommt aus einem ganz tiefen Vertrauen auf Gott, aus dem sicheren Bewusstsein der Verbundenheit mit ihm.

Ich finde es geradezu tragisch, wenn viele Menschen heute im Blick auf Glauben und Kirche den Verdacht haben, der Glaube schränke sie in ihrer Freiheit unangemessen ein, mache sie unmündig und abhängig, hindere sie an der Selbstentfaltung. Das wird uns ja immer wieder entgegengehalten. Wenn viele Menschen heute in immer größere Distanz zur Kirche geraten, hängt das auch mit diesem Gefühl zusammen. Wir hätten uns als Kirche selbstkritisch zu fragen: Wieso gelingt es uns so wenig, überzeugend in unsere heutige Zeit zu vermitteln, dass der Glaube an Gott eine wunderbare Freiheit und Gelassenheit schenkt? Haben wir die große Vorgabe der Botschaft Jesu auch nur annähernd eingeholt? Das wird doch an Jesus überdeutlich: Der Glaube an Gott, das sichere Wissen, mit ihm verbunden und von ihm getragen zu sein, dieser Glaube schenkt ihm eine schier unglaubliche Freiheit und Souveränität. Für ihn ist Glaube nicht Last, sondern ein kostbarer Schatz.

Der Glaube bewirkt nicht Einengung, sondern öffnet unserem Leben Perspektiven. Wenn viele Menschen heute diesen Ton der Freiheit in unserer Kirche nicht mehr zu hören vermögen, dann hätten wir allen Grund, sehr selbstkritisch nachzudenken, statt immer nur auf die – ach so böse – Welt von heute zu schimpfen (was übrigens für eine Kirche einigermaßen seltsam wirkt, die ansonsten die Buße für eine so große Tugend hält) – wobei ich mit Kirche alle meine, nicht bloß die Hierarchie!

Eine jüdische Anekdote erzählt von zwei Juden, die darüber streiten, welcher ihrer Rabbinen der bessere sei:

Da sagt der erste: „Ich will euch ein Wunder von meinem Rabbi erzählen. Wir fuhren auf einem offenen Bauernwagen die Ernte ein. Da beginnt es in Strömen zu regnen. Die Leute jammern: Die gute Ernte, die gute Ernte! Aber mein Rabbi breitet seine Arme aus und, was soll ich dir sagen? Es regnet rechts vom Wagen und es regnet links vom Wagen und in der Mitte, wo der Wagen fährt, bleibt alles trocken.“ Da sagt der andere: „Ach, das ist noch gar nichts gegen das, was ich mit meinem Rabbi erlebt habe. Wir fuhren am Freitag Nachmittag mit dem Zug nach Lodz. Da bleibt der Zug in einer Schneewehe stecken. Als er endlich wieder fährt, beginnt es zu dämmern. Die Juden im Zug fangen an zu jammern: Wir brechen den Sabbat, wir brechen den Sabbat. Da breitet mein Rabbi seine Arme aus, spricht ein Gebet, und was soll ich dir sagen? Rechts vom Zug war der Sabbat, und links vom Zug war der Sabbat, und in der Mitte fuhr der Zug!“

In dieser Anekdote ist auch etwas von dieser Freiheit des Glaubens zu spüren!

2.5 Tod und Auferstehung

Jesus wurde am Kreuz zu Tode gefoltert. Wenn überhaupt ein Ereignis im Leben Jesu historisch gesichert ist, dann dieses. Schon das Neue Testament schlägt sich damit herum, diesem sinnlosen, schändlichen Tod dennoch einen Sinn abzugewinnen. Der Koran wird später den Kreuzestod einfach leugnen – das darf, das kann nicht sein, dass der Prophet Gottes auf so schmähhliche Weise zu Tode kommt. Aber gerade diese späteren Schwierigkeiten zeigen: Der Kreuzestod ist historisch sicher.

Es ist wahr. Für den, der glaubt, zeigt sich hinter der historischen Wahrheit eine tiefere: Gott ist in Jesus ganz nach unten gekommen, bis dahin, wo unsere menschliche Existenz total ausweglos erscheint, wo Menschen ihre Würde verlieren, wo die Bosheit, die Engstirnigkeit, die Brutalität von Menschen scheinbar triumphiert und die Menschenwürde in den Staub tritt. Wie viele erschütternde Beispiele dafür erleben wir fast täglich! Das Kreuz Jesu hat genau damit zu tun. Und darum gehört zum christlichen Glauben unbedingt die Sehnsucht nach Gerechtigkeit – und der engagierte, tatkräftige Einsatz dafür.

Schon bald nach seinem Tod kommen die Freundinnen und Freunde Jesu, Maria von Magdala, Petrus und all die anderen zu der sicheren Überzeugung: Gott hat Jesus nicht im Tod enden lassen. Es gibt eine Macht, die dem Tod gewachsen ist. Und darum gibt es Hoffnung – für all die Opfer menschlicher Bosheit und Gewalt, dass ihr Leben nicht umsonst war, ihre Menschenwürde nicht in alle Ewigkeit geschändet bleibt – und darum gibt es Hoffnung auch für uns.

Jürgen Habermas sagte einmal: „Der fehlende Glaube an eine Auferstehung hinterlässt eine spürbare Leere.“

3. Abschließende Bemerkungen

Die Journalistin *Vilma Sturm*, eine höchst engagierte Frau, gab auf die Frage, welche Bedeutung für sie persönlich Jesus von Nazaret habe, folgende Antwort:

„Erst spät begegnete ich ihm. Jesus war lange verstellt von Christus, eingeborenem Sohn, empfangen vom Heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau, gestorben, um die Erbschuld zu tilgen, nach seiner Auferstehung zur Rechten Gottes sitzend, richtend die Lebendigen und die Toten, ... Jesus war verstellt von Christus, mythologische Figur. Heute ist Jesus für mich der Mann aus

Nazaret, Bruder der Menschen, der Einzige, den sie je gehabt haben, mein Bruder. Der die Unwissenden lehrte, die Kranken heilte, der die Scharen befreite zur Freiheit vom Gesetz, vom tödlichen Buchstaben. Der mit allen zu Tische saß, die von den Mächtigen verachtet werden. Ich bin in Bann geschlagen von der Erkenntnis, dass seine Lehre, so wie er sie in der Bergpredigt verkündete, die Bedingungen für unsere Zukunft enthält, für ein zukünftiges Zusammenleben der Menschen. Wir werden entweder leben müssen, wie er es vorschlug, oder wir werden nicht mehr leben. Wir werden seine Friedensordnung uns zu eigen machen müssen oder wir werden zugrunde gehen. Dass er uns als Zeichen dieser Friedensordnung hinterließ, gemeinsam das Mahl zu halten, erfüllt mich immer wieder mit Freude. Dass Jesus von Nazaret Gottes Sohn ist, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater und so weiter, kann ich wohl nicht mehr glauben im Sinn eines festen Fürwahrhaltens. Aber ich hoffe es inständig, mit aller Kraft, hoffe auf seine Wiederkunft, mit der er die Welt, uns alle und mich selber in ein neues Leben holen wird.“

Mancher Gralshüter der Rechtgläubigkeit würde hier vielleicht den Zeigefinger erheben und sagen: Liebe Frau Sturm, Sie weichen aber mächtig vom Credo der Kirche ab. Ich persönlich denke: Sie ist ganz nah an Jesus und seinem Anliegen dran!



Dr. Franz-Josef Ortkemper

ist Direktor des Katholischen Bibelwerkes
Stuttgart.

Silberburgstr. 121, D-70120 Stuttgart

e-mail: ortkemper@bibelwerk.de

Stolpersteine / Halt(e)stellen zum Hören

1. Das Gottesbild der Bibel (Hubmann, Reiner)
Zwischen Gesetz und Freiheit (Drechsler, Blumauer)
2. Wunder in der Bibel (Petersen, Niemand)
Qumran: Jesus – ein Essener? (Schubert, Mann)
3. Wie jüdisch ist das Christentum? (Bodendorfer, Kosch)
Ist das Alte Testament veraltet? (Hubmann, Kieweler)
4. Himmel, Hölle und die armen Seelen (Niemand, Schacht)
Zur Freiheit befreit. Menschenbilder (Wagner, Wagner)
5. Warum musste Jesus sterben? (Nausner, Schmetterer)
Hat Jesus eine Kirche gegründet? (Henner, Strasser)
6. Wo weht Gottes Geist? (Müller, Habichler)
Haben sich die Propheten geirrt? (Pöll, Dexinger)
7. Schicksalsschläge ... (Niewiadomski, Unfried)
Die andere Wange hinhalten ... (Riedl, Rauchwarter)
8. Betet, dann werdet ihr empfangen ... (Marböck, Vogel)
Gauner in der Bibel ... (Kalkbrenner, Kauer)
9. Geht es mit uns zu Ende? (Stroh, Niemand)
Geheimnisse für Auserwählte? (Schachl-Raber, Girzikovsky)
10. Und wenn er aber kommt ...? (Sautner, Böhmisch)
Klare Sprache – geheimer Sinn (Henner, Braun)
11. Homosexualität – ein Gräuel für Gott? (Benezeder, Schacht)
Abtreibung, Todesstrafe, Sterbehilfe, ... (Schwabeneder, Miklas)
12. Kirche und Politik (Nemeth, Reisinger)
Hierarchisch – demokratisch – oder wie? (Beilner, Bodenstein)
13. Wenn Religion zum Krieg zwingt (Bachl, Goss-Mayr)
Nächstenliebe – ein Geschäft mit Gott (Bünker, Lehner)
14. Vom Ge- und Missbrauch der Bibel in den Kirchen (Krätzl, Eichmeyer)
Was sich mit der Bibel alles (nicht) beweisen lässt (Gmainer, Heine)
15. Manipulation des Lebens (Gruber, Renöckl)
Will Gott Blut sehen? (Niemand, Sturm)
16. Außerhalb der Kirche (kein) Heil (Schlager, Petersen)
Sind alle Menschen meine Nächsten? (Kogler, Haas)
17. Glauben Sie an den Teufel? (Reiner, Sauer)
Und sie folgen den Sternen (Friesl, Stütz)
18. Patriarchale Herrschaft – am Ende? (Gielen, Leiter)
Der Himmel ist schon da (Artner-Papelitzky, Limbeck)

Preis je Kassette € 2,--; alle Kassetten € 30,-- (*Vorträge von 13 und 14 als Kassette nicht mehr lieferbar!*); als Bücher siehe nächste Seite.

Stolpersteine / Halt(e)stellen zum Nachlesen

Band I – VI: Themen siehe oben S. 76

Band VII

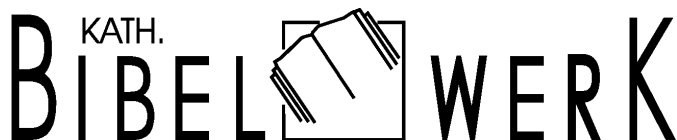
Können Christen Rachpsalmen beten? (Scheiber, Haidinger)
 Ist jede Obrigkeit von Gott? (Schacht, Renoldner)
 Rechtfertigt die Bibel Gewalt? (Hauer, Raml)
 Was ist heilig an der Heiligen Schrift? (Gmainer-Pranzl, Henner)

Band VIII – Halt(e)stellen I

Gott als Alibi für menschliche Grausamkeit? (Brockmüller)
 Will Gott uns auf die Probe stellen? (Butting)
 Lehrt Not beten oder fluchen? (Marböck)
 Feiern wir Eucharistie zu seinem Gedächtnis? (Dadas)

Band I:	Vorträge der Kassetten 1 – 4, 112 Seiten	€ 2,50
Band II:	Vorträge der Kassetten 5 – 8, 128 Seiten	€ 2,50
Band III:	Vorträge der Kassetten 9 – 12, 144 Seiten	€ 2,50
Band IV:	Vorträge der Kassetten 13 – 14, 60 Seiten	€ 3,--
Band V:	Vorträge der Kassetten 15 – 16, 60 Seiten	€ 3,--
Band VI:	Vorträge der Kassetten 17 – 18, 52 Seiten	€ 3,--
Band VII:	Vorträge 2002, 72 Seiten	€ 3,--
Band VIII	Halt(e)stellen 1, Vorträge 2003, 47 Seiten	€ 3,--
Band IX	Halt(e)stellen 2, Vorträge 2004, 80 Seiten	€ 4,--

Band I – IX im Set: € 22,--



Bibelpastoral - Fernkurse - Weltanschauungsfragen
 Pastoralamt, A-4020 Linz, Kapuzinerstraße 84

☎ 070/7610-3231

Fax: 070/7610-3239

email: bibel@dioezese-linz.at

www.dioezese-linz.at/bibel

Inhalt

Halt(e)stellen 2004: Jesus von Nazaret

Jesus, bist du der Erwartete?

Biblische Hoffnungen

Mt 11,2-15

Dr. Katrin Brockmüller

Seite 2

Faszination der Person Jesu

Jesus Christus im Spiegel der Evangelien

Dr. Konrad Huber

Seite 14

Das Leben Jesu

Mit gegenwärtigen Augen aus den Evangelien gelesen

Dr. Meinrad Limbeck

Seite 31

Jesus, wie hat man dich gesehen?

Jesusbilder im Laufe der Jahrhunderte

Mk 8,27-33

DDr. Günter Rombold

Seite 52

Jesus, wer bist du für uns heute?

Bedeutung Jesu für Kirchen und Gesellschaft

Mt 28,16-20

Dr. Franz-Josef Ortkemper

Seite 63

Katholisches Bibelwerk Linz

Linzer Bibelsaat

... die Zeitschrift des Linzer Bibelwerks, erscheint 5x jährlich

- Artikel zu biblischen Themen
- Rezensionen ausgewählter Neuerscheinungen im Bereich Bibel
- Berichte pfarrlicher Aktivitäten zur Bibel
- Biblische Rätsel
- Termine

Kostenlos zu bestellen: bibelwerk@dioezese-linz.at

Newsletter

Kostenlos monatliche Neuigkeiten per E-Mail ...

Anmeldung über die Homepage des Linzer Bibelwerks:

www.dioezese-linz.at/bibel

Homepage

Hilfen für die Bibelpastoral, Impulse zum täglichen Bibelwort, Informationen über die Linzer Bibelausstellung, zahlreiche Downloads und interessante Links, Rätsel und Spiele zur Bibel, ...

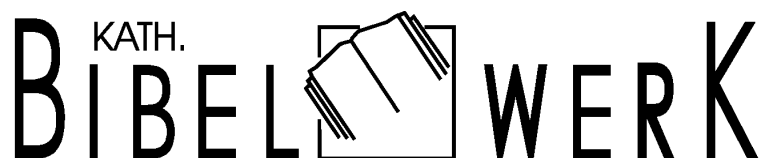
www.dioezese-linz.at/bibel

Shop

Eigene Artikel und Bewährtes rund um die Bibel - kurz beschrieben und abgebildet.

Möglichkeit zur Online-Bestellung:

www.dioezese-linz.at/pastoralamt/bibelwerk/shop



Bibelpastoral - Fernkurse - Weltanschauungsfragen

Pastoralamt, A-4020 Linz, Kapuzinerstraße 84

☎ 070/7610-3231

Fax: 070/7610-3239

email: bibel@dioezese-linz.at

www.dioezese-linz.at/bibel